

Führer durch das Unstrutthal von Artern bis Naumburg für Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Hermann Grössler in Eisleben.

I. Teil.

(Nebst einer Karte und einer Tafel mit Grundrissen.)

Vorwort.

Das Unstrutthal von Artern bis Naumburg ist, obwohl in der Luftlinie nur etwa 7 deutsche Meilen lang, nicht nur durch eine Fülle schöner, freilich mehr anmutiger und lieblicher, als grofsartiger Landschaften ausgezeichnet, sondern auch durch einen ungewöhnlichen Reichtum geschichtlicher Erinnerungen, die hier weiter, als in irgend einer andern Gegend des innern Deutschland in die Vergangenheit zurückreichen. Eine geschichtlich merkwürdige Stätte reiht sich hier dicht an die andere, denn von den Stürmen der Völkerwanderung an bis auf die Zeit der Befreiungskriege war diese Strecke des Unstruthals der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Kalbsriet und Ritteburg, Rofsleben, Memleben, Wendelstein, Burgscheidungen, Freiburg sind auch der grofsen Masse zumeist wohlbekannte Namen, aber in ihnen erschöpft sich die reiche geschichtliche Vergangenheit des Thales nicht. Auch die Sage hat einen reichen Blütenkranz um die Örtlichkeiten dieser Thalstrecke geschlungen; auf Schritt und Tritt geht hier der Wanderer auf merkwürdigem Boden.

Bei der Wanderung empfiehlt es sich, den Weg zu Thal, also die Richtung von Artern nach Naumburg einzuhalten, weil so eine allmähliche Steigerung der landschaftlichen Schönheit und zugleich auch einigermaßen ein geschichtlicher Zeitfortschritt erreicht wird. Der erste Teil dieser Schrift wird das obere Thal von Artern bis Nebra zum Gegenstande der Betrachtung machen, und zwar zunächst das südliche Gelände bis Memleben, dann das nördliche bis Wendelstein, zuletzt das Gelände zu beiden Seiten der Steinklöbe, der Durchbruchstelle der Unstrut; im zweiten Teile werde ich den Leser durch das untere Thal von Vitzenburg bis zur Unstrutmündung führen, mufs ihm aber hier, wie im oberen Thale, überlassen, die Orte, welche er besuchen will, selbst auszuwählen und ihre Reihenfolge zu bestimmen.

Der Name des Flusses (urkundlich Onestrudis, Unstrode, Unstrude, Unstruot, Unstrôt, Onestrôd u. a. Formen mehr) ist wiederholt auf seine

Bedeutung hin untersucht worden. Ältere Erklärer, so z. B. Wilhelm,¹ haben in der Unstrut unter Berufung darauf, dafs sie „ein schleichendes Wasser“ sei, einen Fluß „ohne Strudel“ erkennen wollen. Dieser auf den ersten Blick sehr ansprechenden Auffassung steht jedoch nicht nur die Thatsache entgegen, dafs die Unstrut trotz ihres schleichenden Ganges doch Strudel aufzuweisen hat, sondern auch der Umstand, dafs diese Deutung den Lautgesetzen widerspricht, weil Strut und Strudel nicht ohne weiteres gleich gesetzt werden können. Ganz im Gegensatz zu Wilhelm hat Lohmeyer² in dem Namen Unstrut die Bedeutung „eilender Fluß“ gefunden, eine Erklärung, die — ganz abgesehen von sprachlichen Bedenken — so wenig wie möglich zutrifft, wie jeder zugeben wird, der den langsam dahin schleichenden Fluß aus eigener Anschauung kennt. Noch absonderlicher ist es, wenn der Linguist Pott den Namen gar für einen slavischen erklärt, da ja der Fluß schon lange, bevor die Slaven die Grenze von Thüringen erreichten, seinen Namen Unstrut trug.³ Der Ortsnamenforscher Förstemann dagegen sah sich zwar aus sprachlichen Gründen veranlaßt, das Wort Strut durch Bach oder Fluß zu erklären, neigt aber aus Rücksicht auf die mannigfachen Zusammensetzungen, welche das Grundwort eingegangen ist, schliesslich mehr der Bedeutung „Wald oder Gebüsch“ zu, welche natürlich noch weniger zulässig ist. Auch G. Reischel⁴ kommt, obwohl er gegen Förstemann Stellung nimmt und die Frage gründlich zu erledigen bemüht ist, schliesslich doch zu der doppelgesichtigen und darum nicht befriedigenden Erklärung „Waldbach, ein aus einem sumpfigen Walddistrikte kommender Bach.“ Auf der richtigen Fährte befindet sich Werner,⁵ der durch seine Untersuchung zu dem Schlusse gelangt, der Name Strut müsse Wasser bedeuten, ohne jedoch den Namen Unstrut erklären zu können. Auch nach dem Ergebnis meiner Forschung⁶ ist das Grundwort Strut, worauf ja schon mancher meiner Vorgänger gekommen war, und wozu schon der Umstand nötigt, dafs wir es mit einem Gewässer zu thun haben, ein Wassernamen, sei nun ein stehendes oder fliefsendes gemeint. Die Haupt-

¹ Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Altertums-Vereins V, 73.

² Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flußnamen. Göttingen 1881.

³ Dies macht schon Schade, Althochdeutsches Wörterbuch S. 884 gegen Pott geltend.

⁴ G. Reischel, Zur Erklärung des Namens Unstrut. („Aus der Heimat“, Jahrgang 1886, II No. 45.)

⁵ C. Werner, Zur Erklärung des Flußnamens Unstrut. („Aus der Heimat“, Jahrgang 1886, II No. 47.)

⁶ H. Grössler, Die Bedeutung des Namens Unstrut. (Ebenda No. 46.)

schwierigkeit aber liegt in der Erklärung des Bestimmungsworts. Ich erkenne in demselben einfach die bekannte Vorsatzsilbe un (= one), welche in der Mehrzahl der Zusammensetzungen das Gegenteil des Wortes ausdrückt, dem sie vorgesetzt ist, in nicht wenigen Fällen aber auch eine Verstärkung des Grundbegriffs zu böser Bedeutung bewirkt. Letzteres ist bei dem Namen Unstrut der Fall. Wie Unwetter nicht etwa Heiterkeit des Himmels, sondern ein gewaltsames, zerstörendes Wetter; Unfall nicht das Unterbleiben eines Falles, sondern einen unangenehmen, schmerzlich empfundenen Fall, Untier nicht ein untierisches Wesen, sondern ein die sonst bekannten Grenzen seiner Art überschreitendes, Furcht einflößendes Tier, Unmensch nicht etwa einen Engel, sondern einen auf Böses sinnenden und Übles vollbringenden Menschen bezeichnet, so auch Unstrut eine böse, üble, unangenehme Strut, d. h. einen versumpften See, der hinsichtlich seiner Länge, Breite, Beschwerlichkeit und Gefährlichkeit alle andern Sümpfe des Landes, welche man sonst mit dem Namen Strut belegte, übertraf und darum verdiente die Unstrut zu heißen. Ganz derselbe Sprachgebrauch ist es, wenn im Mittelhochdeutschen das Wort ungebruoche einen argen Bruch oder Sumpf, das Wort ungesühte eine zu hohem Grade gelangte, unheilbare Krankheit (gesühte) bedeutet. Unter Unstrut verstand man also ursprünglich den langgestreckten und mannigfach verzweigten Sumpf, welcher, von der Quelle des Flusses bis zur Sachsenburger Pforte reichend, durch die Gewässer der Hainleite, des Hainichs und der Fahnerschen Höhen gespeist wurde. Nachdem jedoch die Wassermasse das Naturwehr zwischen Hainleite und Schmücke durchbrochen hatte, wurde der Name des großen Mittellandsumpfes „Unstrut“ auch auf den aus ihm abfließenden Fluß übertragen, ein Vorgang, der sich naturgemäß an der zweiten Durchbruchsstelle, der Steinklöbe bei Wangen, wiederholte.

Ein als Anhang gegebener Überblick über die geschichtliche Literatur des Unstruthales möge denjenigen dienen, welche sich über gewisse Verhältnisse des Unstruthales oder über einen bestimmten Ort genauer zu unterrichten wünschen.

Schließlich habe ich noch mit verbindlichem Dank zu erwähnen, daß die auch die jüngste Zeit berücksichtigende Einzeichnung der wichtigsten Verkehrsverbindungen in die von mir entworfene Karte des Unstruthales, wie auch die Angabe der Höhen nach Metern Herrn Gustav Müller, Kartographen in der Landesaufnahme des Großen Generalstabs in Berlin, zu verdanken ist.

Erster Teil.

Das obere Thal von Artern bis Nebra.

a) Das südliche Gelände des oberen Thals bis Memleben.

Artern.

Diese kleine Landstadt mit 1880: 4460, 1885: 4641, 1890: 5027 Einwohnern ist weder durch Naturschönheit ausgezeichnet, noch auch geschichtlich besonders merkwürdig. Beachtung von seiten des Naturfreundes verdient nur die nördlich von der Stadt zwischen Unstrut und Helme gelegene, bis zu 160 m über der Nordsee sich erhebende niedrige Erhebung des Weinbergs. Diese wirklichen Naturgenuß bietende und darum eines Besuches werte Aussichtsstelle gewährt zwar keine großartige Aussicht, aber doch einen anmutigen, unterrichtenden und sehr umfassenden Rundblick über einen beträchtlichen Teil der goldenen Aue. Nach NW. zu erblickt man von hier die schöngeformte Kyffhäusergruppe mit ihren Burgtrümmern, nach W. und SW. zu den bewaldeten Bergrücken der Hainleite, auf welchem bei klarem Wetter der Possenturm bei Sondershausen wie auch an der Stelle, wo die Hainleite steil zur Unstrut abfällt, die Sachsenburg hervortritt. Südwärts erhebt sich das westliche Ende des Bergzugs der Finne, die Schmücke, den das Auge bis zu dem den Gasthof zur Wespe tragenden Orlasberge im SO. verfolgen kann, wie auch nach derselben Richtung hin das nördlich davon sich hinziehende, geschichtlich so merkwürdige Unstrutthal dem Blicke sich eröffnet, das im O. die Steinklöbe mit den Bergen bei Grofs-Wangen abschließt. Besonders lieblich ist der Blick nach NO., wo sich über dem nicht selten überschwemmten Thale der großen Helme der Bergrücken des Forstes bei Ziegelrode und der Wüste bei Allstedt erhebt, aus welchem deutlich sichtbar nach W. zu das Allstedter Schloß hervorspringt, während sich weiter nach N. zu das Schloß Beyernaumburg und die Türme der Stadt Sangershausen erkennen lassen. Übrigens ist wegen des nördlich vorliegenden Höhenrückens die Aussicht nach dieser Seite hin am meisten beschränkt.

An besonders klaren Tagen, denen in den meisten Fällen Regenwetter folgt, kann man auch zwischen der hohen Schrecke und Hainleite hindurch noch über dem Steigerwalde bei Erfurt ganz am äußersten Ende des Gesichtskreises den Inselsberg im Thüringer Walde erkennen, ja sogar, freilich nur mit Hilfe eines guten Fernrohrs, das auf dem Gipfel desselben gelegene Haus, falls die Sonne dasselbe gerade genügend beleuchtet.

Nach W., S. und O. hin ist Artern von Sümpfen, bei den nicht selten eintretenden Überschwemmungen aber von einer meilenweit sich ausdehnenden Wasserfläche eingeschlossen. Nur nach N. zu, wohin sich eine Hügelreihe erstreckt, hat es und hatte es von jeher gesicherte Verbindung.

Artern ist einer der ältesten Orte der goldenen Aue. Schon im Breviarium des Lullus wird es (im 8. Jahrh.) in der Form Aratora erwähnt. 1136 heißt es Artern, 1309 Artern. Es gehörte während des Mittelalters in den thüringischen Nabelgau; später, nach dem Verfall der Gauverfassung in die Grafschaft Vockstedt; in kirchlicher Hinsicht gehörte es zu dem Erzstift Mainz.

Bis zum Jahre 1268 waren die Grafen von Vockstedt, die sich später Grafen von Stolberg nannten, hier die Landesherren. 1268 aber verkaufte Graf Friedrich von Stolberg die Herrschaft Vockstedt und mit ihr Artern an das Erzstift Magdeburg, unter dessen Oberlehnsherrschaft die Stadt bis zum Jahre 1579 verblieb, in welchem sie von Kursachsen durch Tausch erworben wurde. Aus kursächsischer Lehenshoheit kam sie 1815 unter preussische Herrschaft.

Im Jahre 1303 erkaufte Graf Heinrich IV. von Honstein Artern, welches er und seine Nachfolger von dem Erzstift Magdeburg zu Lehen trugen. Doch blieben die Honsteiner Grafen nur kurze Zeit im Besitz; schon 1310 wurden die edlen Herren von Helderungen ihre Besitznachfolger. 1390 verkaufte Gerlach von Helderungen Amt, Stadt und Schloß Artern an den Edlen Bruno IX. von Querfurt, dessen Nachkomme Bruno XI. Artern mit Vockstedt 1448 wieder an die Grafen von Honstein verkaufte. Als Zubehör von Artern werden genannt Voigtstedt (Vockstedt), Gehofen, Katarinenriet, Nicolausriet, Ritteburg (Rieteburg), Schönfeld und Kastedt. Bis 1452 besaßen diese Artern allein, von 1452—1477 gemeinschaftlich mit den Grafen von Mansfeld. Nachdem von 1477—1483 wieder die Grafen von Honstein die alleinigen Besitzer gewesen, kam es 1483 abermals an die Grafen von Mansfeld, die es dann bis 1780 erst unter magdeburgischer, dann unter kursächsischer Lehnshoheit besessen haben.

Eine Zeit lang (von 1563—1570 bzw. 1585) hatte hier eine besondere Linie der Grafen von Mansfeld-Vorderort ihre Residenz. Von 1570—1808 bildete Artern ein gesondertes kursächsisches Amt, wurde aber 1808 dem Amte Sangerhausen einverleibt und 1815 ein Bestandteil des Königl. Preussischen Kreises Sangerhausen.

Zu einer Stadt hat sich Artern schon ziemlich früh entwickelt; schon um 1370 wird der Ort als Stadt bezeichnet. Da nun die Sool-

quelle zu Artern erst 1450 entdeckt worden sein soll, wie denn auch erst 1477 zum ersten Male des Arternschen Salzwerks Erwähnung gethan wird, so kann Artern seine Erhebung zu einer Stadt nicht erst der Ausnutzung der dortigen Soolquelle verdanken, wohl aber wird es sich infolge derselben einigermaßen über die Bedeutung einer gewöhnlichen Land- und Ackerstadt erhoben haben.

Von dem vermutlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (bald nach 1370) von den Grafen von Honstein erbauten, dann im 16. Jahrhundert von den Grafen von Mansfeld erneuerten und erweiterten alten Schlosse, dessen Kern eine kleine Wasserburg bildete, haben sich keine besonders merkwürdigen Reste erhalten, da gerade der älteste Teil niedergerissen worden ist.

Artern besitzt zwei Kirchen, die vermutlich beide den Mönchen des Klosters Hersfeld, welches hier schon im 8. Jahrhundert Grundbesitz hatte, wenn nicht schon dem Bonifatius oder dessen Schülern, ihren Ursprung verdanken.

Die Kirche der Altstadt, welche dem h. Veit geweiht ist und jetzt nur noch als Scheuer benutzt wird, ist in ihrem jetzigen Bau eine im Übergangsstile um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaute Kreuzkirche mit rechtwinkelig geschlossenem Chor. Der Altarraum und die Kreuzvierung sind von spitzbogigen Kreuzgewölben überwölbt; das einschiffige Langhaus dagegen und die Kreuzarme lassen keine Spur einer Wölbung erkennen und sind jetzt nur von einem offenen Dache überdeckt. Die drei noch vorhandenen Giebelseiten der Kirche und die Schalllöcher des Turmes haben gekuppelte Spitzbogenfenster. Einige alte Grab- und Wappensteine mit Inschriften werden noch in der Kirche aufbewahrt.

Die Marienkirche (Beatae Mariae Virginis) in der Neustadt, welche letztere lange Zeit als besondere Gemeinde neben der Altstadt bestand, ist angeblich ursprünglich ebenfalls eine Kreuzkirche gewesen, doch sind jetzt gar keine Spuren einer solchen Anlage wahrzunehmen. Der älteste Teil dieser Kirche ist der in der Mitte stehende, der Übergangszeit angehörige Turm, dessen Seiten im Erdgeschoß von zwei Spitzbogen durchbrochen sind, wie dieses auch mit einem spitzbogigen Kreuzgewölbe überdeckt ist. Im oberen freiliegenden Teile hat er auf der breiten Seite je drei gekuppelte, durch ein Säulchen getrennte Rundbogenfenster; auf den schmalen je eins dergleichen. Der östlich daran stoßende, mit spitzbogigem Kreuzgewölbe überdeckte Chor hat rechtwinkligen Schluß. Eine im Jahre 1860 entdeckte rundbogige Lichtspalte in der südlichen Mauer des Chors beweist, daß derselbe ur-

sprünglich ein romanischer Bau war, der erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts überwölbt worden ist. Das in den Jahren 1608—1620 neu aufgeführte einschiffige Langhaus hat einen Westchor, eine Anlage, die sich fast nur bei sehr alten Kirchen (so in Gernrode, Drübeck, Naumburg a. d. Saale) findet, was ebenfalls für ein ursprünglich hohes Alter der Kirche spricht. Die spitzbogigen Fenster ohne Mafswerk freilich sind Beispiele der spätesten Anwendung des Spitzbogens und verdanken dem erwähnten Um- und Erweiterungsbau ihre Entstehung.

Kalbsrieth und Ritteburg.

Wer von Artern aus Kalbsrieth und Ritteburg besuchen will, hat von dem Gasthofe zur Sonne 4 km zu gehen. Die Heerstrasse führt auf einem durch das Riet aufgeschütteten Damm zunächst nach Kalbsrieth. Bei dem Kilometersteine 3,8 vor Kalbsrieth erreicht man den Scheid- oder Partesgraben, welcher die Grenze zwischen Preußen und Sachsen-Weimar bildet. Kalbsrieth liegt nämlich in Sachsen-Weimar. Von der über den Scheidgraben führenden langen Brücke hat man einen hübschen Blick auf den westwärts kegelförmig sich erhebenden Kyffhäuser.

Hier war es auch, wo man beim Einstoßen der Rostpfähle für die lange Brücke beim Bau der Chaussée von Artern nach Querfurt in einer Tiefe von 7 Fuß im Riete kleine Hufeisen gefunden hat, die, wie man anzunehmen geneigt ist, an den Hufen magyarischer Rosse gesessen haben, deren Reiter in der Ungarnschlacht des Jahres 933 hier verunglückt sein mögen.

Etwas weiter hin, dicht vor dem Dorfe Kalbsrieth, erreicht man unweit ihrer Mündung in die Unstrut die Helme, auf deren rechter Seite unmittelbar am Flusse der einige Morgen große Domgarten liegt, welchen die Chaussee in zwei Teile zerschneidet. Das links von der Strasse gelegene Domhaus, zu welchem der Domgarten gehörte, war ein Lehn des Domstiftes S. Crucis in Nordhausen; daher rührt angeblich der Name. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben die Herren von Kalb Kalbsrieth besessen; nach ihnen nannten die Umwohner das Dorf zum Unterschiede von den übrigen Rietdörfern, die sämtlich nach den Heiligen ihrer Kirchen benannt sind, Kalbsrieth, wie ja auch Hackpiffel von der Familie von Hacke seinen Namen erhalten hat, um es von dem nicht sehr weit entfernten Mönchpiffel sicher unterscheiden zu können. Das erwähnte Domhaus hat übrigens eine sonderbare Vergangenheit. Im Jahre 1750 nämlich wurde es — vielleicht in einem Anfluge von Selbstironie — von einem Herrn v. Kalb in einen Gast-

hof verwandelt und „zum goldenen Kalb“ benannt. Nachdem aber die Familie v. Kalb in Konkurs geraten war und ihr Gut hatte verkaufen müssen, wurde der Name des Gasthofs umgeändert, welcher nunmehr das Rofs hiefs. Heutzutage trägt er nach abermaliger Umtaufe den Namen „Gasthof zum drei Lilien“ (!)

Einer der letzten Besitzer aus dieser Familie war der Präsident von Kalb, der Schwager der bekannten Freundin Schillers, Charlotte von Kalb. Im Jahre 1821 gelangte das Schloß in den Besitz des preussischen Generals von Wolzogen, dessen Schwägerin, die Schriftstellerin Karoline von Wolzogen, eine Schwester von Schillers Gattin Lotte war.

Da Kalbsrieth sonst nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, wenden wir uns von hier gleich nach Ritteburg. Um dorthin zu gelangen, geht man über die Helmebrücke bis zum Scheidgraben zurück und gelangt in 5—10 Minuten in das Nachbardorf mit dem verwandten, ja im Grunde gleichen Namen. Dasselbe liegt auf einer von der Unstrut und dem Nebenarme des Mühlgangs gebildeten Insel. In alten Zeiten muß das Dorf und auch die weiter abwärts gelegene Kartenburg erheblich höher gewesen sein, als die Umgebung, weil nur diese beiden Stellen kein Schwemmland sind, während ihre ganze Umgebung aus stark aufgeschwemmtem Boden besteht.

Das Dorf Ritteburg ist ohne Zweifel sehr alt. Bereits im Jahre 932 stellte hier in dem Flecken Riet (locus Reot), falls nicht das benachbarte Kalbsriet diese Ehre für sich in Anspruch nehmen darf, König Heinrich I. am 1. Juni d. Js. eine Urkunde aus. Eins der beiden Dörfer ist auch sicherlich derjenige Ort Riade, bei welchem nach Widukinds von Corvey Bericht König Heinrich I. im Jahre 933 gegen die Ungarn sein Lager aufschlug und in dessen Nähe er seinen herrlichen Sieg über die Ungarn errang, von dem bei dem Flecken Gehofen die Rede sein wird. Im Jahre 1000 übereignete Kaiser Otto III. die Burg (civitas) Riede in Thüringen, das ist eben unsere Ritteburg, samt ihrem Burgbezirke, jedoch ausschliesslich des Dorfes und der Mark Vockstedt (Vocstedi), dem Erzstifte Magdeburg, welches seit dieser Zeit die Landesherrlichkeit über den verkürzten Burgbezirk besaß. Ursprünglich umfaßte derselbe also die Mark Vockstedt mit; doch kam diese im Jahre 1268 auch noch an Magdeburg.

Fragen wir nun, wo denn eigentlich die alte Burg im Riet gelegen, so ist dieselbe nach Aussage des Ortsschulzen keinesfalls im Dorfe selbst zu suchen, weil hier keine Spuren ehemaliger Befestigung

gefunden worden sind.¹ Wohl aber lag vormals weiter abwärts vom Dorfe in einer durch Geradelegung des Flußlaufs jetzt beseitigten Unstrutschlinge eine alte Erdburg, die Kartenburg, von deren Umwallung jetzt aber nichts mehr zu sehen ist, da sie der Besitzer zu Acker gemacht hat. Der Name selbst scheint geradezu Burg im Riet zu bedeuten, wenn man annehmen darf, daß das Bestimmungswort Karten aus dem lateinischen carectum (= Riet) verderbt worden ist. Unter dem Namen Kartenburg begreift man aber in weiterer Ausdehnung auch noch das nahegelegene Nachtfleck (als Pferdeweide bei Nacht benutzt) und „das alte Schloß“, welches zwar nahe bei der eigentlichen Kartenburg lag, aber gleichwohl nicht mit ihr zusammen fällt. Denn das alte Schloß, an dessen Stätte ansehnliche Fundamente, auch Schutt und Ziegeln in Menge gefunden worden sind, war nach Angabe des Besitzers, des Ortsschulzen Karl Helm in R., welcher sich auf die Volksüberlieferung stützt, ehemals ein Jagdschloß der Grafen von Mansfeld, ist also viel jüngeren Ursprungs, als die Kartenburg, aber mit ihr jetzt fast spurlos verschwunden. Mit Artern stand übrigens „das alte Schloß“ durch den in gerader Richtung dorthin führenden „alten Weg“ in Verbindung.

Innerhalb des Dorfes selbst ist nur die dem Apostel Jakobus d. Ält. geweihte Kirche beachtenswert. Es ist dies eine von den eigenartigen romanischen Kirchen, welche wie die S. Kilianskirche in Schönefeld bei Artern, ihren den Altarraum enthaltenden Turm im Osten haben. Obwohl die obere Hälfte des Turmes im Jahre 1782 erneuert worden ist, so verrät doch ein kleines, schmales, rundbogiges Fenster in der Ostwand des Unterteils die ursprünglich romanische Anlage, wie auch der die Mauer des Erdgeschosses durchbrechende Triumphbogen die romanische Halbkreisform aufweist. Auch die Grundmauern des Langhauses zeigen noch alte Quadermauerung. Der Oberbau dagegen ist ziemlich neu, wie sich aus einer über der Kirchthür angebrachten Inschrift ergibt, deren Zahlbuchstaben die Zeit der Erneuerung angeben, und welche folgendermaßen lautet:

In noMIne IesV aeDes IaCobaea
rItēbVrgensIs faCta non sVbItō.

B. H. { D. S. D. G.
I. C. A. Z. A.
G. H. P. R.

¹ Andere freilich behaupten, der Ort habe vormals Mauern und sogar Türme gehabt.

Die Zahlbuchstaben MDCCVVVIIIIII ergeben die Jahreszahl 1722, die abgekürzten Namen sind vermutlich die des Patrons und des Pfarrers, vielleicht auch der Kirchenväter, als der Bauherren (B. H.).

Doch auch die Ostwand des Chors enthält auf der Außenseite eine auf die Erbauung der Kirche bezügliche Inschrift. Über einer Mauernische, welche angeblich das Bild des h. Jakobus, thatsächlich aber ein aus Holz geschnitztes weibliches (!) Brustbild enthält, welches wohl erst als Ersatz in die Nische gesetzt worden, nachdem das Jakobusbild verloren gegangen war, steht zu lesen:

Gegründet Oct. 1718,
Auffgerichtet d. 21. Aug. 1720,
Vollendet
Eingeweihet
Gott beschütze ICUB.

Das Datum der Vollendung und der Einweihung hat man nachzutragen vergessen. Unter der Nische steht:

Sanct Jacob sich hier selbstē weist,
Der Tempel drum St. Jacob heißt.
Wer sich ein Jakobit erweist,
Denselben mann glücklich preist.
Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein.

Jac.

Das Siegel der Kirche zeigt eine Kirche auf einem Schiffe, gewiss eine wunderliche Verbindung. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß an dieser Kirche der Großvater des berühmten Geschichtschreibers Leopold von Ranke 45 Jahre lang Pastor gewesen ist.

Eine beachtenswerte Örtlichkeit auf Weimarischem Gebiete unmittelbar links der Unstrut am Fußwege zwischen Kalbsrieth und Schönewerda, etwa 20 Min. von Kalbsrieth und $\frac{1}{4}$ St. von einer im Felde einsam stehenden Linde entfernt, ist das heilige Grab, von welchem sich jedoch weder irgendwelche Reste, noch auch irgendwelche geschichtliche Überlieferungen erhalten haben.

Um nach Gehofen zu gelangen, überschreitet man die Unstrutbrücke hinter Ritteburg und beginnt beim Kilometersteine 0,7 die Wanderung auf dem Damme quer durch das Riet. Unterwegs — zwischen den Steinen 1,6 und 1,7 — trifft man bei einem Kreuzwege auf einen Denkstein, der zur Erinnerung an die große Flut des Jahres 1871 gesetzt worden ist. 1,60 Meter über der Krone des beträchtlich den Rietgrund überragenden Dammes zeigt derselbe eine schwarze Merkleinie mit der Inschrift:

Wasserstand
am
29. Juni
1871.

Daraus ergibt sich, daß an jenem Tage das ganze Riet in der Nähe der Helmemündung ein See von gewaltiger Ausdehnung und beträchtlicher Tiefe gewesen sein muß.

Gehofen.

Der Marktflecken Gehofen mit seiner weithin sichtbaren neugebauten gotischen Kirche wird bei dem Strafsensteine 2,7 erreicht. Die Entfernung von der Ritteburger Unstrutbrücke beträgt also genau 2 km. Gehofen ist ein uralter, schon 786 im Breviarium des Lullus unter den Besitzungen des Klosters Hersfeld aufgezählter Ort. Der Name (786 Hofun, 1188 Gehoven) bedeutet „zu den Höfen“; demnach muß der Ort schon von Anfang an aus mehreren Höfen bestanden haben. Ob darunter die noch jetzt vorhandenen 3 Rittergüter zu verstehen sind, muß dahin gestellt bleiben, doch ist es wahrscheinlich. Da Gehofen zu dem Burgbezirke Ritteburg, bzw. zu der Herrschaft Artern gehörte, so hat es politisch das Geschick derselben geteilt. Lehnsherren waren nach einander die Grafen von Honstein (bis 1391), seit 1391 die Edlen von Querfurt, seit 1448 wieder ein Graf von Honstein, der 1449 eine Hälfte an die Grafen von Mansfeld verkaufte. 1483 wurden die Grafen von Mansfeld alleinige Besitzer. Ein Geschlecht von niederem Adel, dessen Mitglieder von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in den Urkunden erwähnt werden, nannte sich nach dem Orte. Als im Jahre 1448 der Edle Bruno IX. von Querfurt die Herrschaft Artern mit Vockstedt und Gehofen verkaufte, waren bereits die Familien v. Hacke und v. Kannewurf in Gehofen ansässig. Letztere besaßen den Hauptrittersitz, das Schloß, welcher später an die Familie von Harras überging und darum auch jetzt noch im Volksmunde der Harrashof heißt; erstere besaßen ein freies Siedelgut, welches nach ihnen bis auf heutige Zeit der Hackenhof oder auch, weil eine Zeitlang ein Domherr, Anton Albrecht von Eberstein, der Besitzer war, der Domhof genannt wird. Außerdem gab es aber noch ein drittes Rittergut, welches der Familie von Trebra gehörte und darum der Trebraische Hof genannt wurde; nachdem jedoch 1662 auch dieser, wie (seit 1529) die übrigen beiden Güter in den Besitz der freiherrlichen Familie von Eberstein übergegangen und das Herrnhaus neugebaut worden war,

empfang es den Nebennamen „der neue Hof.“ Im Jahre 1720 wurde von dem Hackenhof auch noch das Teichdammgut abgezweigt.

Auf den Antrag des Feldmarschalls Ernst Albrecht von Eberstein, welcher im 17. Jahrhundert ganz Gehofen erworben hatte, erhielt nach 1671 das bisherige Dorf zwei Jahrmärkte und wurde seitdem ein Marktflecken. Den Übergang des Trebraischen Hofes an die Familie von Eberstein hat eine Sage festgehalten, nach welcher der Feldmarschall Ernst Albrecht von Eberstein den Besitzer des Trebraischen Hofes ums Jahr 1656 im freien Felde erschlagen hätte, obwohl ihn derselbe knieend flehentlich um sein Leben gebeten habe. Zum Andenken daran sei dem Ermordeten dann in der Gehofener Kirche ein Denkmal gesetzt worden, auf welchem derselbe knieend dargestellt ist. Dieser knieende Ritter heißt in Beziehung auf jene Sage allgemein der Betmann von Gehofen. Natürlich ist die Sage ohne geschichtlichen Grund; Tatsache ist nur, daß ein Ritter namens Betmann von Trebra, ein Zeitgenosse des Feldmarschalls, mit diesem über Besitzverhältnisse in Gehofen Streit gehabt hat.

Auf dem Trebraischen oder Neuen Hofe hat sich auch im Jahre 1683 mit der Ehefrau Georg Sittigs von Eberstein jene von Zeugen beschworene Gespenstergeschichte zugetragen, die drei Universitäten in Aufregung und viele Federn in Bewegung gesetzt hat. Auch Gellert gedenkt ihrer in seinen Fabeln mit den Worten:

„Ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir.“

Der erwähnten Edelfrau soll nämlich ein Gespenst in Gestalt einer weißgekleideten Nonne erschienen sein und sie sowohl bei Tage wie bei Nacht gebeten haben, ihr zu folgen, damit sie einen in wilder Kriegszeit von ihr vergrabenen Schatz hebe. Aber weder Bitten noch Drohungen und Mißhandlungen konnten die Monate lang Gepeinigte bewegen, mit dem Gespenste nach der bezeichneten Stelle zu gehen oder sich den Schatz, von welchem drei Ringe dem Ebersteinschen Geschlechte beständiges Glück bringen sollten, durch Werfen irgend eines Gegenstandes auf den sich zeigenden zu sichern, bis endlich der Geist, weil er einsah, daß er bei der Frau von Eberstein doch nichts ausrichten würde, im Frühjahr 1684 plötzlich und für immer Abschied nahm.¹

¹ Ausführlich behandelt diese Geschichte Düval in „Thüringen und der Harz“ V, S. 237—240.

Früher besaß Gehofen eine uralte romanische Kreuzkirche mit rundbogigen Fenstern und Thüren, welche dem h. Johannes dem Täufer geweiht war. Als dieselbe bald nach 1825 einer Reparatur unterzogen wurde, beging der erst kurz zuvor eingeführte Pastor Wollweber eine That unglaublicher Rohheit. Dem königlich dänischen Feldmarschall Ernst Albrecht von Eberstein, welcher im Jahre 1659 den Sieg der Dänen über die Schweden bei Nyborg auf Fünen hatte erfechten helfen, war nämlich nach seinem Tode († 9. Juni 1676) in dem Erbbegräbnisse der Familie an der Südseite des hohen Chors der alten Kreuzkirche und mit ihm seiner Gemahlin Ottilie Elisabeth von Dittfurt ein prachtvolles Grabdenkmal aus Marmor und Alabaster errichtet worden, welches von einem Schüler des berühmten Bildhauers Norsesen gearbeitet worden war und die für jene Zeit außerordentlich hohe Summe von 6000 Thalern gekostet hatte. Dies herrliche Werk liefs der Pastor Wollweber, der dem ihm entgegengebrachten Wohlwollen der Familie von Eberstein seine ungewöhnlich einträgliche Stelle verdankte, von den zum Abbruch der Kirche bestellten Arbeitern in Stücke schlagen, und nur dürftige Bruchstücke von demselben sind noch vorhanden. Schade, daß dieser Barbar im Chorrocke nicht gerichtlich belangt worden ist!

Am 1. Febr. 1859 wurde mit dem Abbruch der alten Kirche begonnen und in den Jahren 1866—1868 eine neue in gotischem Stil nach einem Entwurfe des Oberhofbaurates Persius in Berlin, des Volenders der Burg Hohenzollern, aus Nebraer Sandstein aufgeführt. Übrigens ist die Flur von Gehofen mit höchster Wahrscheinlichkeit die Stätte, auf welcher im Jahre 933 König Heinrich I. seinen herrlichen Sieg über die Ungarn erfochten hat, da verschiedene Namen der Flur auf dieses Ereignis hinweisen. Zwischen dem Gasthofs zur goldenen Aue und dem Bahnhofs führt von der Heerstraße „der lange Rain“, der zuletzt als ein Thalgrund verläuft, nach Süden. Östlich von demselben, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von der Chaussée entfernt, erhebt sich der Schlachtberg, welcher aus dem Gebirg der Finne bastionsartig hervorspringt, und früher einige Erhöhungen trug, welche man für Schanzen hielt. Ostwärts schließt sich an denselben die Leichengebreite an, an deren Fufse eine erhabene Stelle die Kanzel heifst. Der westliche Abhang führt den Namen Totenberg. Alle diese Namen deuten offenbar auf eine Schlacht hin, welche vor Zeiten hier stattgefunden haben muß. Waffen in Menge sollen auf dem Schlachtberge gefunden worden sein. Aber auch auf einer anderen nahegelegenen kleinen Anhöhe, der Bickingergebreite, sind im Jahre 1833 viele Gräber aufgedeckt worden,

in denen man Schädel fand, die auf einer oder beiden Seiten, anscheinend durch Streitäxte, eingeschlagen waren. Die Gräber selbst waren sehr klein, an den Seiten mit Steinen ausgesetzt; die Körper waren zusammengedrückt beigesetzt worden, so daß die Kniescheibe das Kinn berührte, und lagen auf der rechten Seite so, daß das Gesicht gegen Morgen gewendet gewesen war. — Der Schlachtberg ist jetzt zu Ackerland gemacht und ohne irgendwelche sichtbare Merkwürdigkeit.

Zwischen Gehofen und Nausitz bei dem Steine 4,3 führt ein Fahrweg südwärts zu dem etwa 7 Minuten entfernten, mit Bäumen bepflanzten, terrassierten Galgenberge, von welchem man eine schöne Aussicht auf das Unstrutthal haben soll.

Donndorf.

(Die Entfernung von Donndorf nach Bottendorf beträgt ungefähr 20 Minuten.)

Bei dem Steine 8,5 erreicht der Wanderer das Dorf Donndorf. Wer zu Fuß von Gehofen her kommt, wird gut thun, rechts von der Straße abbiegend, zunächst das auf einem Vorsprunge der Finne höchst malerisch über dem Thale gelegene Kloster aufzusuchen und dann erst ins Dorf hinabzugehen. Der hübsche schattige Garten der vor der Klostereinfahrt gelegenen Bohndorfschen Restauration ladet zur Rast ein und gewährt einen schönen Ausblick über den westlichen Teil des Unstruthales. Links im Hintergrunde erblickt man den Kyffhäuser; vorn Nausitz, weiterhin Gehofen, noch weiterhin Ritteburg und Kalbsrieth. Mehr gerade vor zeigen sich die Dörfer Schönewerda, Efsmannsdorf und Bottendorf, deren Fluren der waldige Rücken des Forstes begrenzt. Den östlichen Teil des Thales kann man von hier aus nicht erblicken, wohl aber vom Klosterparke aus; doch ist dieser Ausblick minder schön.

Der Stifter und die Stiftungszeit des dem h. Laurentius gewidmeten Cistercienserinnen-Klosters Donndorf sind unbekannt. Doch ist wahrscheinlich, daß das Kloster um die Mitte des 13. Jahrhunderts von den Grafen von Kevernburg gegründet worden ist, weil die Nachkommen des um 1160 gestorbenen Grafen Sizzo von Kevernburg lange Zeit die weltlichen Schutzherrn des Klosters und zugleich die Besitzer der Herrschaft Wiehe gewesen sind, zu welcher Donndorf gehörte. Vielleicht war der eigentliche Gründer der Graf Albrecht von Wiehe, der sich später Graf von Rabenswald nannte. Vielleicht aber war auch

die Familie von Donndorf, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts erloschen zu sein scheint, an der Gründung des Klosters beteiligt.

Mit der Herrschaft Wiehe erlangten im Jahre 1461 die Edlen von Werthern auch den Besitz des Klostersguts und die Klostersvogtei. Diese liefsen das Kloster, in welchem 1525 die Bauern übel gehaust hatten infolge der Reformation eingehen, um es in eine Erziehungsanstalt zu verwandeln, wie das ja mit andern Klöstern in jener Zeit auch geschehen ist. Schon 1541 hatten die Gebrüder Christoph, Heinrich und Georg von Werthern sich der Lutherischen Kirche angeschlossen und unter sich einen Vertrag errichtet, kraft dessen nach dem Aussterben der Nonnen das Kloster in eine Freischule für 12 Knaben verwandelt werden sollte. 1562 trat diese Schule ins Leben, nachdem, wie die Sage berichtet, die letzte Nonne, die Äbtissin Felicitas von Hacke, am 12. Juli 1561, in ihrem Lehnstuhle vor der Klosterpforte sitzend, von einem Blitzstrahle erschlagen worden war. Noch jetzt blüht die Klosterschule in erweiterten Verhältnissen fort.

Die Klostergebäude litten 1525 durch den Bauernkrieg und später (1641) auch durch den dreissigjährigen Krieg, am meisten aber im Jahre 1710 durch einen grossen Brand, der von dem mittelalterlichen Bestande derselben fast nichts übrig liefs. Im Jahre 1754 wurde die Klosterkirche S. Laurentii unter Beibehaltung der alten Stelle völlig neu erbaut.

Die Lage des Klosters und auch die Grundmauern, die man in den Klostergärten aufgefunden hat, machen die Annahme wahrscheinlich, dafs dem Kloster eine Burg vorangegangen ist. Wenn diese Annahme richtig ist, so stand an Stelle des Klosters vorher wohl der befestigte Wohnsitz der Herren von Donndorf, nach deren Aussterben die Grafen von Wiehe als Lehnsherren den Grundbesitz dieser Familie zur Gründung des Klosters benutzt haben mögen.

Das Dorf Donndorf, welches unmittelbar unter dem Kloster liegt, ist ohne Zweifel viel älter als dieses. Schon im 8. Jahrhundert hatte das Kloster Hersfeld in Donndorf (786 Dundorf, 1190 Tundorf, 1308 Thundorf) Besitz. Das Rittergut hier war im 12. und 13. Jahrhundert im Besitze der nach dem Orte genannten Familie.

Von der uralten Pfarrkirche SS. Petri et Pauli steht nur noch der alte Turm und der gotische, mit geripptem Kreuzgewölbe gedeckte Chor aus dem 14. Jahrhundert. Das alte Schiff ist abgebrochen. In der Kirche befindet sich noch ein schöner mittelalterlicher Altarschrein. In einer am ehemaligen Schiff befindlichen Inschrift hat man — wohl irrtümlich — die Jahreszahl 1030 oder 1130 erkennen wollen. An der

Südseite der Kirche befindet sich ein Grabstein aus dem Jahre 1604 mit unvollständig erhaltener Inschrift.

Hechendorf.

Wer von Donndorf aus ohne Aufenthalt nach Wiehe will, benutze einen der aus Wiehe nach dem Donndorfer Bahnhofs gesandten Omnibusse und verbinde den Besuch des oberhalb Hechendorfs gelegenen Ranke-Denkmal, falls er denselben in Absicht hat, mit einem Besuche der Burg Rabenswald von Wiehe aus. Wer jedoch zu Fusse weiter wandern will, besucht das Ranke-Denkmal am besten von Hechendorf aus, welches genau bei dem Steine 10,8 erreicht wird.

Dieses ehemalige in der Grafschaft Wiehe gelegene Kirchdorf, welches schon 998 mit einer Kapelle ausgestattet war (capella in Haichontorf), jetzt aber nur noch ein Vorwerk ist, niemals aber, wie von vielen, selbst von dem berühmten L. v. Ranke, irrigerweise angenommen wird, ein Kloster war, sondern nur ein Pfortaischer Klosterhof, überliefs im Jahre 1144 der Reichsritter Hugo von Brisenitz mit Genehmigung des Kaisers Konrad III. dem Kloster Pforta, welches auch die Trift auf der Finne und auf der sumpfigen, unten anstofsenden Weide (in der Unstrutau) von dem Kaiser bewilligt erhielt. Später erwarb das Kloster Pforta noch andere Güter in und um Hechendorf dazu, z. B. das nahe dabei gelegene Dörfchen Loch (villula Loch iuxta Hechendorf) und erhob seit 1356, nachdem es seinen Besitz in den von ihm ausgekauften und von Bauern entblösten Dörfern Osfurt (Odisfurt) und Meinersdorf (Meginrichesdorf) nördlich der Unstrut an die Edlen von Witzleben vertauscht hatte, Hechendorf zum wirtschaftlichen Mittelpunkt seines Grundbesitzes auf dem benachbarten Unstrutgelände.

Von der Strafse (beim Steine 10,8) abbiegend, erreicht man, Hechendorf durchschreitend, in etwa 10—15 Minuten das auf einer Anhöhe südlich von diesem Orte am Nordrande des Ranke-Grabens gelegene Ranke-Denkmal, dessen Obelisk schon von weitem die einzuschlagende Richtung angiebt. (Von Wiehe aus ist das Denkmal gegen 20 Minuten entfernt.)

Auf der Nordseite des Obeliskens steht folgende Inschrift:

Wen es freuet, diese blühenden Auen zu überschauen,

Der denke daran,

Dafs vor nahezu tausend Jahren

Sie der Liebessitz des erlauchten Geschlechtes waren,

Unter dem sich das deutsche Reich gestaltete und mächtig entfaltete.

Diese Mahnung an dieser Stelle muß den Leser einigermaßen befremden, da sie weder auf den Geschichtschreiber, noch auf dessen Familie, welchen doch das Denkmal gewidmet ist, irgend welche Beziehung hat. Angeblich ist dieselbe von Leopold von Ranke selbst verfaßt und ihre Anbringung auf dem Denkmal testamentarisch seinen Kindern zur Pflicht gemacht worden. Näher hätte es gelegen, wenn die Stadt Wiehe ihrem berühmtesten Sohne dies Denkmal gesetzt hätte, als demjenigen Geschichtschreiber, der durch seine wie auch seiner Schüler Werke die Geschichte des erlauchten Geschlechts, welches in der Unstrutau so manches herrliche Besitztum hatte und auf seinen hier gelegenen Pfalzen und Burgen mit Vorliebe weilte, erhellt und die Kenntnis seiner Thaten in hervorragender Weise gefördert hat.

Auf der Westseite steht:

Johann Heinrich Israel
Ranke,
geb. zu Wolferode am 8. Mai 1719,
gest. zu Wiehe am 28. Mai 1799.

Auf der Ostseite:

Gottlob Israel
Ranke,
geb. zu Ritteburg am 22. Mai 1762,
gest. zu Erfurt am 9. Mai 1836.

Auf der Südseite:

Leopold von Ranke,
geb. zu Wiehe am 21. Dezbr. 1795,
gest. zu Berlin am 23. Mai 1886,
beabsichtigte hier seinen Voreltern
ein Denkmal zu setzen.
An seinem Lieblingsplatz gestiftet
von seinen Kindern.

Auffallend ist, welche Rolle der Monat Mai hinsichtlich der bedeutungsvollen Tage der Sprossen dieser Familie spielt.

Übrigens ist die Umgebung des Denkmals, von welchem aus man einen hübschen Blick auf das Städtchen Wiehe hat, keine würdige. Weder umgibt ein freier Platz dasselbe, noch bietet eine Bank dem Wanderer die Möglichkeit hier auszuruhen. Auf der Südseite des gleich hinter dem Denkmale sich hinziehenden Rankegrabens — dem Denkmal schräg gegenüber — steht ein alter, nach unrichtiger Angabe von

Leopold von Ranke selbst gepflanzter Birnbaum, dessen Wurzelstock, um das Abrutschen des Baumes in den steil abfallenden Graben zu verhindern, auf der Nordseite durch Ummauerung geschützt ist.

Wiehe.

Entfernung von Nebra 14½ km, von Rofsleben 4 km.

Das Westende des Städtchens Wiehe (1880: 1289, 1885: 1279, 1890: 1957 Einwohner) erreicht man von Hechendorf aus bei dem Steine 12,0. Die Entfernung von Hechendorf beträgt also 1,2 km.

Das an dem Wiehebache oder der Wiehe gelegene Städtchen gleiches Namens lehnt sich an einen der Vorberge der Finne an, durch üppige Felder und fette Triften von der still vorüberschleichenden Unstrut geschieden.

Der Name des Städtchens, dem M. Lessing, ohne die urkundlichen Formen zu beachten, die Bedeutung „Viehaue“ geben möchte, läßt eine dreifache Deutung zu. Da die urkundlichen Formen im 8. Jahrh. Uui, 933 Uuihe, 998 und um 1050 Wihi, 1107 Uui, 1157 Wige lauten, so ist derselbe entweder durch as. wih, ags. vih, vig, ahd. wihi = Heiligtum, geweihte Stätte, Weihe, heiliger Ort zu erklären oder er fällt mit an. vîgi = zum Kampf geeigneter Platz, Bollwerk zusammen, oder er ist von dem Verbum wîchôn, wîhôn in der Bedeutung „springen, hüpfen“ abzuleiten und dann auf das munter dahin hüpfende Bächlein Wiehe zu beziehen. Alle drei Deutungen: Heiligtum oder geweihte Stätte, befestigter Platz oder Bollwerk, und Ansiedelung am hüpfenden Bach sind ansprechend; welche jedoch zu bevorzugen ist, das steht dahin.

Von dem Orte selbst hat aber ohne Zweifel die ganze Landschaft südlich von der mittleren Unstrut und zwar von der nordwestlichen Beuge des Flusses bis zur Steinklöbe und dem Orlasberg ihren Namen Uuigsezi empfangen. Deutet der Name Wiehe ursprünglich auf das hüpfende Bächlein hin, welches, auf der Finne entspringend, Wiehe durchfließt, so würde der landschaftliche Name Wigsezi das an der Wiehe gelegene Land (zusammengesetzt mit dem ahd. sèzzi, Lage, Sitz) bedeuten. Bedeutet dagegen das Bestimmungswort Heiligtum oder Burg, so würde sich der Sinn Landschaft bei dem Heiligtum, Wohnsitz bei der Burg ergeben. Der Name Nausitz (Nusez) = neuer (Wohn-)Sitz scheint in bewusstem Gegensatz zu dem älteren Wohnsitz an der Wiehe, bedeute dies nun Bach, Burg oder gottesdienstliche Stätte, gegeben worden zu sein. (Eine ähnliche Namenbildung wie Wigsezi

haben wir übrigens in dem Namen Alisaz, heutzutage Elsass, in der Bedeutung Fremdsitz, Wohnsitz auf fremdem Boden.)

Die geschichtliche Kunde von Wiehe reicht weit zurück. Schon vor dem Jahre 786 besaß das Kloster Hersfeld in Hessen (nach einer Angabe im Breviarium Lulli) eine Anzahl Hufen in Wihe und vielen benachbarten Orten, doch muß es nicht lange darauf — wann, wissen wir nicht, aber jedesfalls durch kaiserliche Gunst — in den Besitz der ganzen zu Wiehe gehörigen Herrschaft, des Gaus Wigsezi, gekommen sein, denn im Jahre 933, dem Jahre seines großen Sieges über die Ungarn tauschte König Heinrich I. am 1. Juni — also einige Monate nach der Schlacht — Uuihe mit dem dazu gehörigen Bezirke und den dazu gehörigen Kirchen von dem Kloster Hersfeld ein. Damit war Wiehe, was es höchst wahrscheinlich schon früher gewesen war, wieder eine Reichsburg und Reichsdomäne geworden. Ob es diejenige Burg war, in welcher nach Widukinds Bericht der Thüringer Wido hauste, welcher eine Halbschwester des Königs Heinrich zur Gemahlin hatte, und welche von den Ungarn am Abend des 14. März 933 bestürmt wurde, weil sie gehört hatten, daß in dieser Burg große Schätze von Gold und Silber aufgehäuft seien, muß dahin gestellt bleiben, doch ist es bei ihrer Lage in der Nähe des Schlachtfeldes wahrscheinlich. Jedesfalls wird gegen Ende desselben Jahrhunderts Wiehe ausdrücklich als Reichsburg bezeichnet. Im Jahre 998 nämlich schenkte Kaiser Otto III. dem Kloster Memleben die Reichsburg Wiehe in der thüringischen Provinz Wigsezi (*civitas de nostro regno Uuihi in provincia, quae nominatur Uuigsezi in Turingia*); doch schon im Jahre 1004, bei der Aufhebung der Reichsfreiheit der Abtei Memleben, muß Kaiser Heinrich II. Burg und Herrschaft Wiehe für das Reich zurückgenommen haben, da er hier im Jahre 1014 einen Gutsverwalter (*villicus in Wi*) sitzen hatte, welcher den bei seinem Mädchenraube in Schloß Beichlingen schwer verwundeten Markgrafen der Nordmark, Werner von Walbeck zwar bei sich aufnahm, aber dem erzürnten Kaiser auslieferte.

Schon vor der Mitte des 11. Jahrhunderts scheint die Burg und Herrschaft vom Kaiser Heinrich III. einem Gliede des thüringischen Grafengeschlechtes der Kevernburger als Reichslehn gegeben worden zu sein, denn zwischen 1039 und 1051, also etwa um 1045, stellte der Edelherr (*nobilis homo*) Gunther (von Kevernburg), ein Bruder des vor 1039 verstorbenen Grafen Sizzo von Kevernburg, auf der Burg Wiehe (*in castello quod vocatur Uuihi*) eine Urkunde aus, in welcher er 10 Hufen von seinem Eigentume und dem Erbgute der Söhne seines

Bruders, des Grafen Sizzo, an das Kloster Hersfeld abtrat, was doch darauf hindeuten dürfte, daß er oder seine Neffen damals auf dem Schlosse zu Wiehe ihren Wohnsitz hatten.¹

Im Besitze des Kevernburger Grafenhauses blieb nun die Herrschaft Wiehe eine ziemlich lange Zeit, was natürlich nicht verhinderte, daß Kaiser Heinrich III. im Jahre 1053 zu Wihe eine Urkunde ausstellen konnte. Jedesfalls erscheinen die Kevernburger auch später noch im Besitze von Wiehe.

Im Jahre 1206 jedoch teilten sich die Söhne des 1196 verstorbenen Grafen Günther von Kevernburg dergestalt in ihr Erbe, daß Heinrich die größere östliche Hälfte desselben am Thüringer Walde mit der Burg Schwarzburg bekam, nach welcher er und seine Nachkommen sich fortan Grafen von Schwarzburg nannten, während Günther (1206—1221) die kleinere westliche Hälfte mit der Stammburg und dazu die Herrschaft Wiehe erhielt. Nach dieses Günther Tode erhielt sein Sohn Albert die Grafschaft Wiehe, während dem anderen Sohne Günther die Grafschaft Kevernburg zufiel. Seit 1225 erscheint dieser Albert, der sich nun nach seinem Erbe Albert von Wiehe (*Albertus de Wye*) oder Graf von Wiehe nannte (1225 *Albertus de Wie comes*, 1233 *comes Albertus de Wie*), urkundlich. In den Jahren 1233—1237 jedoch erbaute sich derselbe, da die Burg Wiehe seinem Hofhalte nicht mehr genügen mochte, unfern von Wiehe eine neue Burg namens Rabenswald, nach welcher er und seine Söhne sich fortan Grafen von Rabenswald nannten. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts erwarb derselbe von den verarmten Grafen von Buch (welche übrigens ebenfalls der Kevernburger Sippe angehörten und nur ein Zweig der Kevernburger auf dem Schlosse Wiehe zu sein scheinen, wie auch die Edelherrn von Heldrungen ein solcher waren), ihre aus dem unteren Teile des Gaus Wigsezi bestehende kleine Grafschaft und vereinigte so den ganzen alten Gau wieder in seiner Hand.

Sein Sohn Graf Albert II. von Rabenswald starb unvermählt vor 1280. Ein anderer Sohn Berthold erheiratete 1278 mit der Gräfin Witwe Wilburgis von Hardeck die im Lande unter der Enns unfern der mährischen Grenze gelegene Grafschaft Hardeck und starb dort im Jahre 1312. Der dritte Sohn Friedrich wurde infolge dieser Umstände seit 1280 der alleinige Besitzer der Grafschaft Wiehe-Rabenswalde-Buch

¹ Doch ist dieser Gunther weder für Günther, den Eremiten, noch für Günther, den Heiligen, welcher 1045 oder 1047 starb — beide aus dem Hause Kevernburg — anzusehen.

und hinterließ dieselbe, nachdem er im Jahre 1309 glücklich eine Belagerung des Landgrafen Friedrich von Thüringen und des mit ihm verbündeten Grafen Otto von Anhalt ausgehalten hatte, bei seinem Tode im Jahre 1312 seinem Schwiegersohne, dem Grafen Hermann von Orlamünde, welcher Friedrichs einzige Tochter Mechtild geheiratet hatte.

Doch im Besitze der Grafen von Orlamünde blieb die Grafschaft nicht lange, woran Hermanns gleichnamiger Sohn schuld war, der zu Wiehe, bzw. Rabenswald seinen Sitz hatte. Einst hatte nämlich dieser zu Erfurt, wo er sich öfter aufhielt, ein Festmahl veranstaltet. Als man eben, vom Weine erhitzt, in fröhlicher Stimmung war, verlautete im Saal, Markgraf Friedrich II. von Meißen, zugleich Landgraf von Thüringen, ziehe auf einer Reise nach Meißen durch die Stadt. Da traten die Grafen an das Fenster, um sich den unter dem Klange von Pfeifen und Posaunen vorüber kommenden Zug des Landgrafen anzusehen. Graf Hermann aber rief dem Fürsten in übermütiger Weinlaune zu: „Fritz, woher? — Fritz, wohin?“ was den aufs höchste Beleidigten zu dem Schwur veranlaßte: „Lebe ich nur noch kurze Zeit, so will ich es wahrlich dahin bringen, daß du mich deinen Herrn nennen sollst.“ Verstärkt durch mächtige Bundesgenossen, zog er bald darauf gegen die mit dem Grafen von Orlamünde verbündeten Grafen zu Felde. In diesem „thüringischen Grafenkriege“ (1342—1346), in welchem von beiden Seiten die unsinnigsten Verheerungen verübt wurden, wurde im Jahre 1343 die Burg Wiehe erobert und ein Teil der Stadt niedergebrannt. Graf Hermann aber mußte im Frieden, der im Jahre 1346 abgeschlossen wurde, an den Landgrafen „Wye hus (Schloß) und stad, Buch, Memmeleiben closter und dorff, Tundorff (Donndorf) closter und dorff, Hechendorff den hov, Wolmarstete, Wenigen Rude (Kleinrode b. Wiehe), zcu der Laz (Lossa), Garmbach und Nusez (Nausitz)“ abtreten.

Schon 1347 verpfändete Landgraf Friedrich das eroberte Gebiet an den Herzog Magnus von Braunschweig. Dieser gab es 1367 ebenfalls pfandweise gegen 2000 schmale Schock an den Edlen Gebhart von Querfurt und dessen Sohn Bruno, welche es aber schon 1369 den Edelherrn von Heldrungen überließen. Im Jahre 1412 jedoch nahm der Kurfürst von Sachsen dem Edelherrn Friedrich von Heldrungen, einem gefürchteten Raufbolde und ständigen Störer des Landfriedens (der schließlich an der Spitze einer beutelustigen, meist aus zusammengelaufenen Bauern bestehenden Abenteurerschar, der sogen. Fleglergesellschaft, von den Mackenröder Bauern erschlagen wurde) seinen Besitz und trat die Grafschaft Wiehe mit Zubehör 1413 an den Grafen Heinrich von Honstein

(Kelbra) ab. Dieser verkaufte Wiehe schon 1415 wieder an den Grafen Friedrich von Beichlingen, und dessen Söhne 1436 an die Edelherrn Gebhart und Bruno von Querfurt, deren Ahnherren die Grafschaft schon einmal pfandweise besessen hatten. Die Querfurter zweigten den östlichen Teil der Grafschaft ab und legten denselben zum Schlosse Wendelstein, bei welchem er in der Folge verblieb, und mit welchem er an die Edlen von Witzleben auf Wendelstein gelangte.

Während des thüringischen Bruderkrieges (1445—1451) bemächtigte sich Apel von Vitztum, der mächtige Vertraute des Herzogs Wilhelm, der Stadt und Herrschaft Wiehe, welche ihm die Grafen von Beichlingen (als Mitbelehnte der Edlen von Querfurt) zwar auf kurze Zeit wieder abnahmen, aber doch nicht behaupten konnten. Apel schlug nun 1448 den unsichern Besitz für 8000 rhein. Gulden an seinen Bundesgenossen, den Grafen Heinrich von Schwarzburg los. Dies gab Veranlassung, daß die kurfürstliche Partei Wiehe belagerte, eroberte und großenteils zerstörte. Mindestens zwei Mal ist also Wiehe während des Bruderkrieges erobert, geplündert und zum Teil zerstört worden und den umliegenden Dörfern wird es eher noch schlimmer ergangen sein. Apel von Vitztum und Hermann von Harras, beide Grundherren im Unstrutthal, haben damals gewetteifert, den Namen Brandmeister zu verdienen, den ihnen die Zeitgenossen beilegte. Nachdem zu Naumburg a. d. S. am 27. Januar 1451 endlich Friede geschlossen war, erhielt der Graf Heinrich von Schwarzburg Wiehe zwar zurück, sah sich aber Geldmangels halber genötigt, die Herrschaft an die Herren Dietrich, Georg und Hans von Werthern für 8000 rhein. Gulden (1453) erst wiederkäuflich, dann 1461 erblich abzutreten, so daß die Grafen von Schwarzburg das Afterlehnsrecht, die Herzöge von Sachsen aber das Oberlehnsrecht an der Herrschaft behielten. Die Herren von Werthern sind noch heute im Besitz der mannigfach verkürzten ehemaligen Grafschaft Wiehe, zu welcher zeitweilig drei Burgen: Wiehe, bez. Rabenswald, Buch und Wendelstein; drei Klöster: Memleben, Donndorf und Hechendorf (dies eigentlich nur ein Klosterhof), und 20 Dörfer gehörten.

Was nun die Burg Wiehe selbst anlangt, so gestattet schon, wie bereits bemerkt worden, die Möglichkeit der Ableitung des Namens von an. vīgi (= Bollwerk, Burg) die Annahme, daß dieselbe schon in vorchristlicher Zeit ein befestigter Platz gewesen. Eine — freilich anderweitig nicht unterstützte — Sage behauptet, der thüringische König Berthar, der Bruder des bekannten Irminfried, habe auf dem Schlosse zu Wiehe gewohnt und sei hier von letzterem umgebracht worden. Darin mag wenigstens das als geschichtlicher Kern enthalten sein, daß

Wiehe schon in vorchristlicher Zeit ein hervorragender Herrnsitz gewesen ist. Ganz entschieden aber erscheint Wiehe seit dem 10. Jahrhundert als Reichsburg (civitas de regno nostro) und ist es geblieben bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts. Mehrere Jahrhunderte lang erfahren wir nichts von den Geschicken der Burg; doch war es natürlich, daß nach Erbauung der Burg Rabenswald (1233—1237) das Schloß zu Wiehe an Bedeutung und Wert verlor. Im Jahre 1309 wurde Burg und Stadt Wiehe von dem Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, Friedrich, und dessen Bundesgenossen, dem Grafen Otto von Anhalt, belagert. Dasselbe, ja ein härteres Geschick widerfuhr beiden im thüringischen Grafenkriege, da im Jahre 1343 Schloß und Stadt erobert und das Städtchen niedergebrannt wurde. Daß auch während des thüringischen Bruderkrieges (1440—1445) Schloß und Stadt mindestens zweimal erobert, geplündert und zerstört worden sind, ist schon bemerkt worden. Um diese Zeit waren übrigens beide dicht aneinander stossende Schlösser, Ober- oder Hinterhaus oder der alte Teil und Unter- oder Vorderhaus, bereits vorhanden. Wann der vordere oder neue Hof hinzugebaut worden ist, hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen. Um 1514 wurden sie, um die öfter eingetretenen Streitigkeiten der gemeinsamen Besitzer aus der Familie von Werthern einzuschränken oder zu verhindern, durch eine starke Mauer getrennt. Durch die große Feuersbrunst im Jahre 1659 wurde nicht nur der größte Teil der Stadt mit Kirche und Rathaus, sondern auch das eine Schloß, das Unterhaus oder der Vorderhof, ein Raub der Flammen. Wolf Adolf von Werthern baute es in den Jahren 1664—1666 wieder auf, und dieses Schloß steht noch jetzt, während das andere, südöstlich von diesem gelegene, das Ober- oder Hinterhaus, welches durch die erwähnte Feuersbrunst nur beschädigt, aber nicht unbewohnbar geworden war, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgebrochen wurde, weil es den Einsturz drohte. Nur das altertümliche Thor, welches zu demselben führte, ist erhalten geblieben. Der ehemalige Schloßgraben nach der Ost- und Südseite zu ist jetzt in Gärten verwandelt worden.

Was nun das Städtchen selbst betrifft, so machen die häufige Kriegsnot und die wiederholten Feuersbrünste es erklärlich, daß es kein altertümliches Aussehen hat, zumal im Jahre 1712 eine Feuersbrunst das Rathaus, die Pfarrhäuser und 44 Bürgerhäuser einäscherte. Die Stadtmauern, Türme und Thore sind bis auf geringe Reste verschwunden.

Etwas mehr bietet dem Altertumsfreunde die dem Apostel Bartholomäus geweihte Pfarrkirche zu Wiehe, welche während des Mittel-

alters zum Erzpriestersitze Reinsdorf und zum Banne der Kirche B. Mariae Virginis in Erfurt gehörte. Zwar wird sie erst 1506 urkundlich erwähnt, doch ist sie ohne Zweifel uralt; denn schon im Jahre 933 gab es in Wiehe eine Kirche, welcher andere Kirchen untergeordnet waren, als welche im Jahre 998 die Kapellen zu Haichontorf (Hechendorf), Alehsteti (Allerstedt), Herimansdorf (wüst bei Allerstedt), Wolmerstede (Wohlmirstedt), Alcozesdorf (Zeisdorf?) und Melre (unbekannt) genannt werden.

Im Jahre 1659 brannte bei der großen Feuersbrunst die Kirche mit ab; zehn Jahre später (1669) war der Neubau vollendet. Der westlich stehende Turm jedoch ist älter, denn nach einer an seiner Nordseite angebrachten Inschrifttafel in gotischer Minuskel ist der Bau desselben im Jahre 1518 begonnen worden. Drei Bild- und Inschriftsteine sind da übereinander in ziemlicher Höhe eingemauert. Der oberste zeigt eine Darstellung der sogenannten kleinen Kreuzigung, nämlich Maria und Johannes am Kreuze Jesu, aus spätgotischer Zeit, d. h. dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Darunter erblickt man auf einer umrahmten, dachförmig überdeckten Tafel die Gestalt des Schutzheiligen der Kirche, des Apostels Bartholomäus; in der Randleiste zieht sich eine Inschrift hin, welche oben den Namen Bartholomeus erkennen läßt. Eine dritte Tafel zeigt am oberen Teile unter einem Kopfe (herald.) rechts das Querfurter Wappen mit den Querbalken, und (herald.) links das von Werthernsche Wappen, einen Lindenzweig mit drei Blättern, und darunter folgende Inschrift in gotischen Minuskeln:

anno . dni
m^occccxviii^o
ift . diz . werk
auf(g)e)bavt.

Die untere Randleiste zeigt auf dem in der Mitte befindlichen Wappen anscheinend Schlüssel und Schwert oder zwei Schwerter gekreuzt, auf dessen Seiten die Buchstaben der Kreuzaufschrift (des titulus triumphalis) in — ri verteilt sind. Daß aber auch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Reparatur der Kirche stattgefunden haben muß, beweist der Umstand, daß im südlichen Chorfenster außer den Buchstaben A. W. die Jahreszahl 1789 wahrzunehmen ist, wie auch über der südlichen Eingangsthüre auf dem Schlußsteine steht:

No: 53
1790.

Nahe dem östlichsten Fenster der südlichen Langwand ist eine mit barbarischer Rücksichtslosigkeit übertünchte, anscheinend aus dem Mittelalter stammende Sonnenuhr angebracht.

Um einen entzückenden Überblick über Schloß, Stadt und deren ganze Umgebung zu gewinnen, empfiehlt es sich, den südwestlich gelegenen Galgenberg zu ersteigen, welcher im Jahre 1817 von dem Freiherrn Hans Karl Leopold von Werthern zu einem lieblichen Parke mit schattigen Gängen umgeschaffen worden ist und namentlich von der „Eremitage“ aus einen herrlichen Blick auf Schloß und Stadt nach ihrer ganzen Ausdehnung, besonders aber auch in das westliche Unstrut- und das Garnbacher Thal gewährt. Eine von Wald entblößte Stelle auf dem Scheitel dieses Berges führt den Namen „die Judengräber.“

Beim Verlassen von Wiehe (wenn man thalabwärts geht, sonst beim Eintritt in den Ort) kann man die in der östlichen Vorstadt dicht an der StraÙe (nach Norden zu) gelegene Gottesackerkirche besichtigen, welche nach Versicherung einer anwohnenden Frau dem h. Bartholomäus geweiht sein soll, eine Behauptung, die aber wohl nur auf einer Verwechslung mit der Hauptkirche beruht.

Nach Ausweis eines romanischen Fensters mit innerem Kleeblattbogen im Ostchor mag dieselbe ursprünglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein, hat jedoch, wie die über der Kirchthür stehende Jahreszahl Anno MDCCXLII bekundet, im Jahre 1742 einen fast völligen Umbau erfahren. An der Südseite ist der Leichenstein eines Geistlichen zu sehen, auf welchem in römischer Majuskel folgende die Zeit kennzeichnende Inschrift steht:

In casu et causa Dom: M. Matthaei
Catonis beatae memoriae.

Vir admodum reverendus et clarissimo(!) Dn. Matthaeus Cato, qui annos XIX in oppido Wieha admirabili vitae sanctimonia pastor extitit et pie obiit 17. X^{br} Anno Christi 1635, aetatis 63, ministerii 36 anno: sub hoc monumento quiescit.

Lossa mihi cvnas, uiuendi Cölleda mores,
Cum titulo eusebien clara Salana dedit.
Symnystam (= symmystam?) Hetstadium me
fecit, et esse maritvm
Pastorem plorat me Wieha grata svvm.

Am Rande:

Non mortem metvo, sed mors me victa crvore,
Christe, (tvo me)tvat; mors mihi somnvs erit.
Ich habe einen guten Kampf gekämpft etc.

Der Mägdesprung und Ruine Rabenswald.

Wer von Wiehe aus einen merkwürdigen Stein aus heidnischer Vorzeit und die in prächtigem Buchenhochwalde gelegene Ruine der Burg Rabenswald besuchen will, gehe vom Gasthofe zum Deutschen Hof in westlicher Richtung bis zur zweiten Straßenecke, und dann, links einbiegend, längs der Wiehe oder des Wieher Bachs, welcher von Garnbach herabkommt, das nach Süden sich ziehende Thal hinauf. Nach etwa 20 Minuten tritt links (von Osten her) eine Waldecke dicht an das Bächlein heran, aus welcher, von schattigen Bäumen umdunkelt, der Hainborn hervorbricht, dessen reichliches, klares, anscheinend eisenhaltiges Wasser die aus dem Röhren- und Palmthale herabkommenden Quellbäche der Wiehe ganz erheblich verstärkt. Die Hainbornquelle ist durch ein überwölbtes, festgemauertes Brunnenhaus geschützt, welches man nach wenigen Schritten erreicht, und vor welchem eine Bank in erquickendem Schatten den Wanderer zur Ruhe ladet. Auf der inneren Langwand des Bornhauses berichten zwei zum Teil durch Moose und Flechten unleserlich gewordene Inschriftsteine, wie es den Anschein hat, von den Urhebern und der Zeit der Quellenfassung. Auf dem einen Steine war noch deutlich zu erkennen:

JOHAN HÖROLT
ANO 16. 66.

Auf dem andern liefs sich nur die die Inschrift abschließende Zahl 79 lesen. Könnte man trockenen Fufses an beide Steine gelangen, so würden beide Inschriften wohl ohne besondere Schwierigkeit zu entziffern sein.

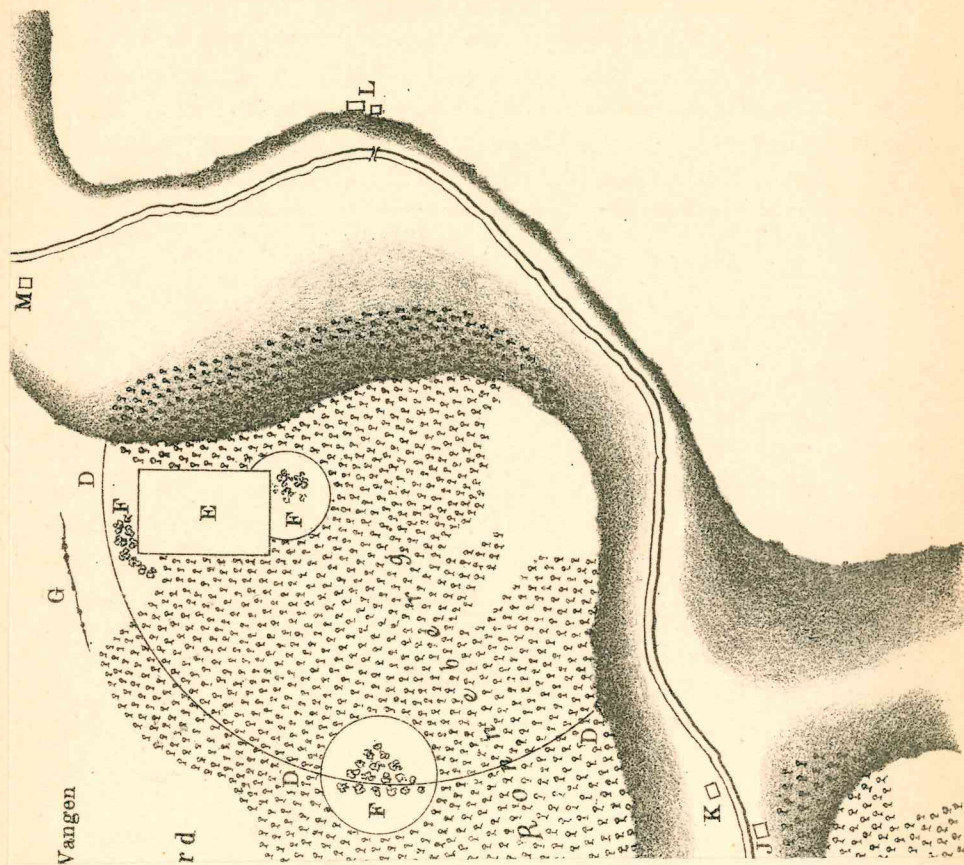
Nach kurzer Rast an dem schattigen Orte verfolge man das Thal weiter nach Süden; so gelangt man nach 10—15 Minuten, zuletzt nach Westen zu abbiegend, in das in eine Waldschlucht eingeklemmte Dörfchen Garnbach. Hier kann man in der Schenke den Versuch machen, ob der Wirt einen Führer zuweisen kann, doch ist hoffentlich die nachfolgende Beschreibung des Weges so genau, daß man sich auch ohne einen solchen zurechtfindet.

Durch das Dorf geht man in südöstlicher Richtung den Hexenweg hinab in etwa 3 Minuten bis an den Fuß des Palmberges, welcher sich zwischen dem Garnbacher Thal oder der Palmbergsgrund (im Westen) und dem Röhrenthal (im Osten) zungenförmig aus dem Hauptrücken der Finne heraus in nördlicher Richtung unstrutwärts erstreckt. Auf dem beträchtlich ansteigenden Grate des Palmbergs steigt man — immer in südlicher Richtung — bis auf die Höhe seines Scheitels, welche „die Gleiche“ heift, geht auf der entwaldeten Gleiche immer weiter

nach Süden durch niedriges Buschholz fort, bis man den Wald bei zwei Grenzsteinen erreicht, welche, dicht bei einander stehend, die Nummern 19 und 20 tragen. Wenn man von diesen in der bisherigen Richtung durch den Wald noch etwa 140—150 Schritt weiter geht, so erreicht man den rechts am Wege stehenden Stein No. 14. An diesem mache man Halt, und gehe, westwärts gewendet, genau 10 Schritte in den Wald hinein, welcher hier Pfaffenstieg heisst, so steht man vor einem nicht sehr grossen, fast dreieckigen, oben ziemlich flachen, zum teil stark mit Moos bedeckten Steine, dem bis jetzt nur in der nächsten Umgebung desselben bekannten Mägdesprung, einem Denkmal aus heidnischer Vorzeit. Auf der Oberfläche desselben erblickt man dicht nebeneinander erstlich eine mälsig eingetieft, mit ihrer Spitze genau nach Westen gerichtete Menschenfussspur und zweitens rechts daneben eine bedeutend tiefer eingedrückte Pferdetrappe, welche nach Nordwesten gerichtet ist. Die Fussspur rührt nach der Sage von dem Fusse einer Riesenjungfrau, die Trappe von dem Pferdefusse des Teufels her, welche beide in grauer Vorzeit miteinander vom Wendelsteine aus über das Unstrutthal hinweg bis auf diesen Stein gesprungen sein sollen, der die Spuren des Sprunges von beiden bewahrte. Diese Leistung würde den Mägdesprung am Selkethale, da die Entfernung vom Wendelsteine bis auf den Palmberg mindestens $1\frac{1}{2}$ Stunde beträgt, ganz bedeutend übertreffen. Leider weifs die Sage nicht zu berichten, warum der ungeheure Sprung gemacht wurde, und warum gerade der Wendelstein und der Palmberg als Stelle des Ab- und Aufsprunges gedient haben. Möchte der merkwürdige Stein, nachdem er ganz und unversehrt Jahrtausende überdauert hat, auch in Zukunft vor allen Beschädigungen bewahrt bleiben. (S. die Abbildung Fig. 1.)

Vom Mägdesprunge aus wandern wir auf herrlichem Wege durch jungen frischen Wald in südlicher Richtung weiter fort bis zum Beginn des Buchenhochwaldes, an dessen Ecke ein Stein mit den beiden Nummern 34 und 39 steht. Geht man von diesem Steine in rechtem Winkel nach Osten zu (links) 20 Schritte weit ab, so steht man an der alten Glashütte oder vielmehr der ehemaligen Stelle derselben, die noch jetzt an einem kleinen Glasschlackenwall kenntlich ist, welcher 5 Schritte links vom Wege im Gebüsch (nach Norden zu) noch vorhanden ist. Der Waldbezirk gleich neben der Glashütte nach Südosten zu heisst Bärmanns Backofen. Warum, weifs man nicht. Doch soll hier früher ein Dorf gelegen haben.

Wir kehren nun zu dem Steine 34/39 zurück und folgen von ihm aus dem westwärts führenden Fahrwege, welcher sich nach einigen



hundert Schritten gabelt. Der links führende ist ein Holzweg, der den Kundigen nach Kammerforst leitet, der rechts abbiegende, bald sich etwas senkende dagegen führt nach 5—10 Minuten zur Burgruine Rabenswald.

Wenn man schärfer zusieht, läßt sich die ursprüngliche Anlage der Burg noch recht wohl erkennen. Die Burg war eine Doppelburg auf einer nach Norden aus der Finne hervortretenden Gebirgsszunge, welche, nur von Süden her zugänglich, nach den drei übrigen Seiten steil abgebösch ist, so daß auf diesen Seiten Wallgräben zur Sicherung der Burg nicht erforderlich waren. Dagegen ist die Burgstelle von der Hochfläche der Finne durch einen jetzt etwa noch 10' tiefen Wallgraben geschieden, den man auf einem querdurch geschütteten Damme überschreitet. Zunächst tritt man in die südlich gelegene Vorburg, welche einen Längendurchmesser (von NO. nach SW.) von 110 Schritten hat. Ein zweiter Wallgraben von immer noch beträchtlicher Tiefe trennt die Vorburg von der Hauptburg, deren Längendurchmesser (ebenfalls von SW. nach NO.) 108—120 Schritte beträgt, während der Breitendurchmesser an der nördlichen Schmalseite ungefähr 53 Schritt, mehr der Mitte zu (Richtung SO. nach NW.) an der breitesten Stelle etwa 65 Schritt beträgt. Die östliche Langseite verläuft fast völlig gerade; die westliche ist etwas nach Westen zu ausgebogen. Ansehnliches Mauerwerk in einer Stärke von 1,5 Meter ist nur auf einer Strecke der westlichen Langseite des Hauptburghofs noch erhalten; von den übrigen Umfassungsmauern sind nur Spuren der Fundamente noch wahrzunehmen. (Vgl. Fig. 2.)

Im nordwestlichen Teile der Hauptburg scheinen mehrere kreisrunde Vertiefungen von bedeutendem Durchmesser den Standort ehemaliger Türme anzudeuten, zumal hier und da Fundamentspuren diese Annahme unterstützen. Doch können mehrere dieser umfangreichen Löcher auch davon herrühren, daß von den nach dem Verfall der Burg im Burghofe gewachsenen Buchen eine Anzahl gerodet worden ist, so daß die Löcher zum Zweck der Ausrodung der Wurzelstöcke gemacht worden sind. Doch stehen noch so viel hochragende herrliche Buchen da, daß ihr Laubdach, unter dem gut Weilen ist, den ganzen Burghof überspannt.

Früher hatte man von der Burg Rabenswald, weil der ganze Berg dicht mit Wald bestanden war, gar keine Aussicht. Seitdem aber am nördlichen Ende des Burghofs mehrere Buchen gerodet und auch am nördlichen Abhange mehrere die Aussicht versperrende Bäume weggeschlagen worden sind, hat man von der nordöstlichen Burgmauer aus einen wahrhaft entzückenden Durchblick in der natürlichsten Um-

rahmung (eine Vedute, wie man sie sich nur wünschen kann) auf das Unstruthal. Von den bewaldeten Berghängen des Palmthals, der Mulde und des Casparlochs nach Norden zu schauen genötigt, erblickt man zunächst etwas links das an einem bewaldeten Bergrücken emporsteigende, malerisch ausgebreitete Garnbach, mehr rechts dagegen und weiter entfernt die hinter dem Galgenberge bzw. Schlofsberge hervorragende Vorstadt von Wiehe. Weit hinter derselben, jenseit der Unstrut, wird das Schloß Wendelstein sichtbar, während gerade vor, ebenfalls jenseit der Unstrut, Rofsleben weit ausgebreitet sich hinzieht, über welchem etwas links auf den waldigen Höhen des Forstes einige Häuser von Ziegelrode nebst der dortigen Windmühle zu erkennen sind. Das Ganze ist ein zwar beschränktes, aber wegen der anmutigen und natürlichen Umrahmung außerordentlich fesselndes Bild, welches die geringe Mühe der Wanderung hierher reichlich lohnt.

Ehe wir jedoch den Burghof verlassen, wollen wir uns die Geschichte der Burg in möglichster Kürze vergegenwärtigen. Die umfangreiche Burg ist in den Jahren 1233—1237 von dem Grafen Albert von Wiehe aus Kevernburgischem Geschlecht erbaut worden und hat ihm und seinen Söhnen, wie auch deren Erben zum Wohnsitze gedient. Eine Zeit lang war sie daher Hauptburg der Grafschaft Wiehe, nach welcher sich der Erbauer, Graf Albert, und desgleichen seine Söhne Albert II., Berthold und Friedrich, Grafen von Rabenswald nannten. Seit 1280 besaß Friedrich die Burg und Herrschaft allein; nach seinem Tode (1312) fielen beide an den Gemahl seiner Tochter Mechtild, den Grafen Hermann von Orlamünde. Dessen Söhne: Friedrich, Graf zu Weimar, und Hermann, Graf zu Wiehe und Rabenswald, kämpften im thüringischen Grafenkriege (1342—1346), den Hermanns Übermut hervorgerufen (s. unter Wiehe), unglücklich gegen den Landgrafen Friedrich von Thüringen. Da nun nach diesem Kriege der Burg Rabenswald niemals wieder Erwähnung geschieht, so wird sie wohl in demselben zerstört und seitdem nicht wieder aufgebaut worden sein.

An die wilde Zeit des landverwüstenden Grafenkrieges und die Ausschreitungen des übermütigen Raubrittertums jener Zeit, welchem die Volkssage auch die Besitzer von Rabenswald zurechnet, erinnert noch eine in ähnlicher Gestalt auch bei andern Raubburgen wiederkehrende Sage. Ein Nordhäuser Bürger, als Kaufmann verkleidet, läßt seinen mit Fässern beladenen Wagenzug von den auf Burg Rabenswald hausenden Raubgesellen absichtlich abfangen. Aber in den Fässern waren Bewaffnete verborgen, welche auf ein gegebenes Zeichen ihres Führers, ihrer Holzgruft entstiegen, die überraschte Burgmannschaft

überwältigten und dann die Burg zerstörten. Ein mittelalterliches Seitenstück zu der Eroberung Trojas durch ein hölzernes Pferd! Nach einer anderen Fassung der Sage berauschten sich die Wegelagerer an dem Weine, den die Fässer enthielten, und konnten nun ohne besondere Mühe von dem verkappten Fuhrmann, der durch diese List seine ihm geraubte Braut aus der Gewalt des Burgherrn befreien wollte, erschlagen werden. Zuletzt soll der rachedürstende Jüngling die Burg angezündet haben, welche seitdem in Trümmern liegen blieb. Wenn man nun bedenkt, daß mehr als 500 Jahre seit der Zerstörung der Burg vergangen sind, so kann es nicht befremden, daß heutzutage riesengroße Buchen in dem verödeten Burghofe wachsen.

Um nach Wiehe zurückzugelangen, durchschreitet man am besten wieder in südlicher Richtung beide Burghöfe und steigt, nachdem man den zweiten (äußeren) Wallgraben überschritten, sofort ostwärts auf der auch hier noch ziemlich steilen Böschung des Burgbergs in das denselben östlich begleitende Palmthal hinab, folgt dem darin (nordwärts) nach Garnbach hinab führenden Wege und geht von hier entweder wieder am Hainborn vorüber nach Wiehe zurück oder besucht das Rankedenkmal, falls man es nicht schon von Donndorf oder Wiehe aus besucht hat, auf dem Rückwege nach Wiehe, indem man von Garnbach über einen märsigen Bergrücken hinweg in der Richtung nach Hechendorf zu (nordwärts) den Rankegraben und jenseits desselben das Denkmal erreicht. Die Entfernung von dem Denkmal bis zu dem immer sichtbar bleibenden Wiehe beträgt nur 1,2 Kilometer.

Allerstedt.

Entfernung von Wiehe bis Allerstedt 3 Kilometer.

Eine anfangs reichlichen, später nur dürftigen Schatten spendende Straße führt von Wiehe nach dem sehr alten Dorfe Allerstedt, in welchem das Kloster Hersfeld in Hessen schon vor dem Jahre 782 durch den König Karl d. Großen Grundbesitz erhalten hatte. (NB. Von dem Herausgeber des Breviarium Lulli ist der Name des Dorfes statt Alarestede fälschlich Marcstede gelesen worden.) Schon 998 gab es hier eine Kapelle (capella in Alehsteti), welche zu der Kirche in Wiehe gehörte und mit dieser dem Erzpriester zu Reinsdorf bei Artern bzw. dem Archidiaconus des Bannes B. Mariae Virginis zu Erfurt untergeordnet war.

Seit wann diese Kapelle Pfarrrechte erlangt hat, ist nicht bekannt, doch ergibt sich aus einer Mitteilung des Allerstedter Pastors Christoph Leberecht Chryselius (im Matrikul-, Zins- und Lehnbuche der dortigen Kirche § 1, S. 1), daß sie dem ersten Blutzengen der christlichen Kirche,

dem Diakon Stephanus, gewidmet war. Dieselbe bietet heutzutage gar nichts Bemerkenswertes dar.

Weit merkwürdiger ist die dicht hinter dem Dorfe auf einer Abdachung der Finne gelegene Burg (vgl. Fig. 3), deren Nord- und Ostseite von dem sumpfige Wiesen bewässernden und an der Aufsenseite des Burgwalls entspringenden Hohnborn umflossen wird, der nach der Ebene hin die Sicherheit der Burganlage verstärkte, während dieselbe nach Süden und Westen zu durch einen mächtigen Erdwall von durchschnittlich 10 Schritt Scheitelbreite, welcher auf der Innenseite mindestens 50', auf der Aufsenseite dagegen nur 15—20' Böschungshöhe erreicht, gesichert war, so daß nach dieser Seite hin zunächst ein etwa 20' tiefer Wallgraben, dann ein bis zu 50' hoher Wall und zuletzt wieder ein ebenso tiefer zweiter Wallgraben Deckung gewährte. Der den Kern des Werkes bildende Burghügel hat eine annähernd eiförmige Gestalt, nur daß die nordwestliche Schmalseite eine fast völlig gerade verlaufende Linie bildet. Die Länge dieses etwa 50' hohen Hügel beträgt 80 Schritt, die Breite 40—43 Schritt. Im nordwestlichen Viertel steht nahe der Mitte eine Linde, vor welcher sich der zugeschüttete Brunnen befindet. Das Wasser dieses Brunnens, einer natürlichen Quelle, fließt unter dem Namen Herrenborn noch jetzt aus dem Burghügel hervor und mündet nach ganz kurzem Laufe in den die Burg umfließenden Hohenborn. Nur wenige Schritte weiter abwärts bricht aus dem Burghügel eine zweite, jetzt namenlose Quelle hervor, die sich ebenfalls in den Hohenborn ergießt, und wiederum nur wenige Schritte weiter eine dritte, sehr starke Quelle mit krystallklarem Wasser, welche der Goldborn heißt und ebenfalls aus dem Innern des Burgringes, dicht neben dem dort stehenden und die südöstliche Ecke der Burg deckenden Vorwerke hervorströmt. Von Nordosten her fließt dem Hohnborn auch noch der Mühlbach, der starke Abfluß des in dieser Richtung gelegenen Mühlteiches, zu, welcher im Verein mit den vorerwähnten Quellen es sicherlich leicht machte, das ganze Vorgelände der Burg durch Aufstauung unter Wasser zu setzen. Vermutlich ist der Quellenreichtum dieser Stelle die Ursache gewesen, daß man um dieselbe den Burghügel und den Wall aufgeworfen hat. An der Nordspitze des Burghügels steht noch das 10 Schritt im Quadrat sich erstreckende, zum Teil noch schön gefügte Mauerwerk des Bergfrieds mit 3 m starken Mauern. In das Erdgeschofs desselben ist — offenbar erst in späterer Zeit — ein Zugang gebrochen worden, sodaß manche diesen Raum irrthümlich für einen Keller halten. Gleichfalls in späterer Zeit ist dasselbe, wie die Verschiedenheit des Mauerwerks deutlich zeigt,

überwölbt worden, vermutlich um als Keller oder Schatzort benutzt werden zu können. Das übrige Mauerwerk des Burgringes ist nach und nach abgebrochen worden, wie man im Dorfe noch sehr wohl weiß. Diese Burg ist ohne Zweifel „das überaus feste steinerne Haus“ (*domus lapidea, nimis lapidibus firmata in Elerstidi*), in welchem im Jahre 1014 nach dem Berichte des Bischofs Thietmar von Merseburg der bei seinem Mädchenraube in Schloß Beichlingen schwer verwundete Markgraf der Nordmark, Werner von Walbeck, gestorben ist. Das untere Mauerwerk des Bergfrieds scheint noch aus dieser Zeit, d. h. mindestens aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, zu stammen, ist also an sich eine Merkwürdigkeit. Wer der Erbauer dieser Burg gewesen, ist unbekannt. Seit 1157 finden wir die Burg Allerstedt im Besitze eines nach derselben genannten reichsritterlichen Geschlechts von Allerstedt, von welchem (als Nachkommen des 1157 vorkommenden Reichsritters Hartnid von Allerstedt) bis zum Jahre 1327 Mitglieder in den Urkunden erwähnt werden. Diese Reichsritter von Allerstedt waren mit den thüringischen Herren von Berlstett eines Stammes und führten, wie diese, einen schräg gevierten (kreuzweise gespaltenen) Wappenschild. Im Jahre 1466 bestand die Burg noch und gehörte halb dem Edlen Dietrich von Witzleben, halb dem Grafen Hans von Beichlingen, an welchen ersterer eine Hälfte schon vor dem Jahre 1466 verkauft hatte. Die Beichlingische Hälfte mit den Dörfern Zeisdorf, Rothenberge und Berndorf kam 1471 an Bruno von Querfurt und von diesem 1487 an die Herren von Werthern.

Zwischen Allerstedt und Wiehe lag vor Zeiten an der Landwehr das längst wüst gewordene Dorf Hermannsdorf (998 Herimannesdorf).

Wohlmirstedt.

Entfernung von Allerstedt bis Wohlmirstedt 1 km.

Auch dieses Dorf ist, wie die meisten Dörfer des Unstruthales, uralt, denn schon vor 782 übereignete Karl d. Gr. dem Kloster Hersfeld Grundbesitz in Wolmerstede. Im Jahre 998 besaß Wolmerstedi bereits eine Kapelle, welche zu der Kirche in Wiehe gehörte und in unbekannter Zeit zu einer Pfarrkirche erhoben wurde. Doch wird schon 1250 ein Pfarrer Hermann von Wohlmirstedt erwähnt. Im Jahre 1273 hatten die Grafen zu Wiehe-Rabenswald hier einen Dingstuhl. Schon 1372 waren Herren von Witzleben hier angesessen. 1803 verkauften ihre Nachkommen ihren Besitz in Wohlmirstedt an den Merseburgischen Stiftshauptmann Ferdinand Heinrich von Helldorf, dessen Nachkommen noch jetzt das Rittergut besitzen. Das jetzige Kirchengebäude stammt

aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Angeblich wurde diese Kirche von dem Edlen Dietrich von Witzleben nach seiner Rückkehr von einer mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar im Jahre 1461 nach Palästina unternommenen Pilgerfahrt erbaut. In der That sprechen die auf den Werkstücken des Chors und des östlichen Teiles des Schiffes sichtbaren, ziemlich zahlreichen Steinmetzzeichen für eine Entstehung dieser Teile gegen Ende des 15. oder gegen Anfang des 16. Jahrhunderts, d. h. zur Zeit Dietrichs von Witzleben (1461 bis 1523, oder richtiger von 1464 bis 1501, da Dietrich erst 1464 mit seinen Brüdern das hiesige Rittergut übernahm und 1501 von Wohlmirstedt nach Erfurt zog). Gleichwohl fragt es sich, ob wirklich die ganze Kirche durch Dietrich v. W. von Grund aus neu- oder nur umgebaut und erweitert worden ist. Für letzteres spricht der Umstand, daß zwei verschiedene Bauarten an dem gegenwärtigen Gebäude erkennbar sind, wie man auf dem Kirchboden deutlich wahrnehmen kann. Die ersten 14 m des Mauerwerks vom Turme aus, an denen sich auch keine Steinmetzzeichen finden, sind ganz gleichartig gebaut und offenbar älteren Ursprungs, als die folgenden $10\frac{3}{4}$ m, welche eine andere Bauart aufweisen. Diesem Unterschiede entsprechend, sind auch vom Turme aus die vier ersten Pfeiler auf jeder Seite älter, als die folgenden zwei am Langhause und weiterhin am Chor. Ferner werden im alten (westlichen) Teile die Gewölberippen von Masken getragen, im neueren (östlichen) Teile dagegen nicht. Die jetzige Eingangsthüre, über welcher eine Christusmaske (der auf dem Schweifstuche der h. Veronika nachgebildet?) angebracht ist, befindet sich gerade in der Mitte des älteren Mauerteils. Da nun nicht wohl anzunehmen ist, daß Wohlmirstedt nicht schon vor 1464 eine Pfarrkirche sollte gehabt haben, da ferner die drei Öffnungen des Turmes nach der Kirche zu rundbogig sind, also aus romanischer Zeit stammen — nur eine von ihnen hat nachträglich, wie es scheint, eine Spitze eingehauen erhalten —, so darf man annehmen, daß der Bau Dietrichs von Witzleben nur der Erweiterung der alten Kirche dienen sollte.

Beachtung verdient ein links auferhalb des Portals aufgestellter, mittelalterlicher, vermutlich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammender Opferstock, ein Stück, welches sich sehr selten so unversehrt erhalten hat.

Freunde mittelalterlicher Schnitzarbeit werden an den aus Holz geschnittenen Figuren des alten, in einer Vorhalle der Kirche auf Anordnung des Ortspfarrers wieder aufgestellten Altarschreines ihre Freude haben, deren Gesichter fast ohne Ausnahme von künstlerischer

Begabung des Meisters zeugen; doch auch die Körperhaltung der Figuren ist, wenn auch bei einigen der Faltenwurf etwas steif ist, im Durchschnitt wohl gelungen. Besonders ansprechend sind die Bilder der jugendlichen Maria Magdalena (mit der Salbenbüchse), welcher die Kirche zu Wohlmirstedt geweiht war, und der auf der andern Seite der Gottesmutter stehenden würdevollen Matrone (im Mittelfelde) in mittelalterlicher, deutscher Tracht.

Erwähnung dürfte noch verdienen, daß in der Nähe des Gasthofes ein Kreuzstein steht, dessen Kreuzarme durch Dreiecke verbunden sind. Auf demselben ist ein mit der Spitze nach unten gerichtetes Schwert eingehauen, dessen Parierstange die Mitte der Kreuzarme einnimmt. Ein ganz ähnlicher Kreuzstein findet sich auch in dem nicht weit entfernten Dorfe Lossa, wie auch vor dem Dorfe Öchlitz bei Mücheln, nur daß bei diesem der Knauf die Mittelstelle der Kreuzarme einnimmt, der sich aber auch noch dadurch von den beiden vorigen unterscheidet, daß in den drei oberen Kreuzarmen noch drei vierspeichige Räder — in jedem Arme ein Rad — eingehauen sind. Vielleicht bezeichneten diese Kreuzsteine die Stätte eines „Erfurter Gerichts“ oder irgend eines Dingstuhls.

Bucha und der Orlas.

Bucha, ein unweit von Memleben am Fusse des Orlas gelegenes sehr altes Dörfchen, dessen nahegelegener Buchenwald von den Ortsbewohnern für einen heiligen Hain der Wenden(!) angesehen wurde, war eine Zeit lang der Hauptort einer kleinen Grafschaft, welche aus dem östlichsten Teile des Gaues Wigsezi bestand. Nach diesem Orte benannten sich die der Sippe der Grafen von Kevernburg angehörenden Grafen von Buch, welche Schirmvögte des in ihrem Gebiete gelegenen Klosters Memleben waren. Aus ihrem Geschlechte stammte der große, kriegslustige Kanzler des Kaisers Friedrich I., Erzbischof Christian von Mainz, dem es wohler zu Mute war, wenn er gepanzert und mit dem Streitkolben in der Faust sich ins Schlachtgetümmel stürzen konnte, als wenn er im erzbischöflichen Ornate Gottesdienst abzuhalten hatte. Die Familie der Grafen von Buch erlosch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der letzte des Geschlechts, über dessen tyrannische Bedrückung das unter seiner Vogtei stehende Kloster Bibra sich schwer beklagte, erscheint 1264 und 1272. Sein Bruder, ein Naumburger Domherr, wird 1291 zum letzten Male erwähnt. Ihre Grafschaft ging an den Grafen Albert von Wiehe-Rabenswald über und teilte lange Zeit die Geschichte der Grafschaft Wiehe-Rabenswald. Infolge des Ausster-

bens der Grafen von Buch scheint auch ihr Stammsitz bald verfallen zu sein. Als ehemalige Stätte desselben bezeichnet man ein Feldstück, welches das Burgel genannt wird.

Die der heiligen Cäcilia gewidmete Kirche von Bucha ist jetzt ein modernes im Jahre 1680 aufgeführtes Gebäude, deren Turm gar erst aus dem Jahre 1723 herrührt. Beide bieten daher nichts Merkwürdiges. Sonderbar aber ist es, daß der Pfarrer von Bucha das Vorrecht genoß, das Dorf nebst der Schenke mit Bier zu versorgen.

Das im Dorfe befindliche Rittergut gehörte nach einander den Familien von Koller, von Kammerstädt, von Lauterbach. 1614 kauften es die Brüder Wolf und Hans Christoph von Breitenbauch, in deren Familie es verblieben ist.

Wenn man über den freien Platz vor der Kirche geht, kann man sich den dort liegenden Kaufstein, eine etwa 2 Meter lange und 1 Meter breite Steinplatte ansehen, vor welcher früher nach alter Sitte Käufe und andere Verträge durch Handschlag feierlich abgeschlossen wurden. In anderen Dörfern führen diese hier und da noch erhaltene Steine den Namen Bauerstein.

Am Wege nach Memleben steht ein roh gearbeitetes Steinkreuz von unbekannter Bedeutung.

Die Aussicht von dem nahegelegenen Orlas, dem auf seiner höchsten Höhe kahlen, aber nach der Steinklöbe zu, wo eine Altenburg (siehe unter Wangen!) seinen letzten Ausläufer dicht über der Unstrut krönt, bewaldeten höchsten Berge der Umgebung, wird gerühmt. Die beste Aussichtsstelle soll 5—10 Minuten von der Orlasziegelei entfernt sein.

Memleben.

Eine weithin bekannte und von den Besuchern des mittleren Unstruthales zumeist in erster Reihe aufgesuchte, geschichtlich denkwürdige Stätte ist Memleben (im 8. Jahrh. Mimelebo, 942 Imileiba, 956 Immunleba, 973 Imileba, 979 Miminlebo, 980 Mimilebo, 994 Mimeleve, 1002 Mimilevo, 1244 Mymeleben, 1337 Memmeleben, später Memleben), dessen Name Mimes Erbgut bedeutet. Bereits vor dem Jahre 782 hatte die Abtei Hersfeld in Hessen, wie an anderen Orten des mittleren Unstruthales, so auch hier durch die Huld des Königs Karl des Großen einige Höfe geschenkt erhalten. Erst über ein Jahrhundert später wird Memleben wieder erwähnt, aber in bedeutsamer Weise. Denn gegen Anfang des 10. Jahrhunderts befand sich hier ein befestigter Königshof (castellum oder curtis regia) der sächsischen Herzöge und

Könige aus ludolfingischem Geschlecht, der denselben als Jagdschloß gedient zu haben scheint, von welchem aus sie der Jagd im Unstrutriede und in den nahegelegenen großen Waldungen oblagen. Sämtliche Könige und Kaiser aus ludolfingischem Geschlecht haben hier mit Vorliebe gewohnt, ja gerade die ruhmvollsten unter ihnen sind infolge einer merkwürdigen Fügung hier gestorben. Hier raffte am 2. Juli 936 den König Heinrich I., der noch kurz zuvor in Erfurt seinen Sohn Otto den deutschen Fürsten zum Nachfolger empfohlen hatte, eine früher schon aufgetretene und nun verstärkt ausbrechende Krankheit dahin. Vor seinem Tode nahm der König noch von seiner mitanwesenden Gemahlin Mathilde herzlichen Abschied und verschied, während sie in der Kirche für das Heil seiner Seele betete. Sein Leichnam wurde aber nicht in Memleben bestattet, sondern nach Quedlinburg gebracht, wo er in der S. Servatiuskirche beigesetzt wurde.

Wie Heinrich, der eigentliche Gründer des mittelalterlichen deutschen Reiches, so beschloß auch sein großer Sohn Otto I., der Gründer des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, der sich häufig in Memleben aufgehalten und zahlreiche Urkunden daselbst ausgestellt hat, von denen uns noch welche aus den Jahren 942, 956 und 973 erhalten sind, in Memleben sein vielbewegtes Leben am 7. Mai 973, nachdem er erst am Abend zuvor von Merseburg hier angekommen war. Hier wurde seinem Sohn Otto II., der schon vorher in Erfurt zu seinem Nachfolger bestimmt worden war, von den anwesenden Reichsfürsten der erste Treueeid geleistet. Nachdem sodann die Beisetzung des Kaisers Otto im Dome seiner Lieblingsstadt Magdeburg erfolgt war, verwandelte sein Sohn Otto II. auf Anraten seiner Mutter Adelheid und unter Mitwirkung seiner Gemahlin Theophano schon im Jahre 975 die wohl schon von der Königin Witwe Mathilde eingerichtete und der Jungfrau Maria gewidmete klösterliche Stiftung in Memleben zum Heil der Seele seines Vaters in eine reichsfreie Benediktiner-Abtei, welche er mit den Zehntgefällen der beiden Gaue Hosgau und Friesenfeld (nördlich der Unstrut) ausstattete, die er zu diesem Zwecke von der Abtei Hersfeld eingetauscht hatte. Sein Sohn Otto II. begnadete Memleben mit Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit und schenkte dem Kloster 998 die Reichsburg Wiehe mit vielen zu derselben gehörigen Gütern. Aus den uns erhaltenen Urkunden ergibt sich übrigens mit Sicherheit, daß eigentlich die Kaiserin Witwe Adelheid es war, welcher die Reichsabtei Memleben ihre Gründung und nicht minder ihre ungewöhnlich reiche Ausstattung nicht bloß mit Dörfern und Zehnten in weiten wohl angebauten Gauen, sondern auch mit ganzen Herrschaften zu danken hatte.

Die wahrhaft kaiserliche Freigebigkeit der Kaiser aus sächsischem Geschlecht gerade diesem Kloster gegenüber, das man als die Lieblingsstiftung dieses Hauses bezeichnen kann, legt den Gedanken nahe, daß die kaiserlichen Gründer und Wohlthäter desselben Grofses mit demselben vorhatten. Denn ihre Verfügungen erwecken den begründeten Anschein, daß sie Memleben zum Sitze eines Bischofs für das fränkisch gewordene Thüringer Land erheben wollten, wie zuvor Halberstadt von den Karolingern zu einem Bistum für das sächsische Thüringen erhoben worden war. Jedoch der im Jahre 1002 zu Palermo in Italien erfolgte Tod des jugendlichen Kaisers Otto III. zerstörte die stolzen Hoffnungen, welche die Insassen der Abtei und die Freunde kirchlicher Selbständigkeit des Thüringerlandes zu hegen berechtigt sein mochten. Zunächst zwar bestätigte Kaiser Heinrich II. am 16. November 1002 der Abtei Memleben ihre Güter und Freiheiten, aber bald verwandelte sich die anfänglich gezeigte Gunst — vielleicht aus Haß gegen die Lieblichschöpfung seiner Vorgänger — in Ungnade und Zorn. Durch eine kaiserliche Verfügung vom 5. Febr. 1014 wurde die bisher reichsfreie Abtei zu einem von der Abtei Hersfeld völlig abhängigen Stifte herabgedrückt und erlangte unter dieser Vormundschaft niemals wieder ihre frühere Bedeutung. Ärmlich und bedeutungslos war das Dasein, welches sie seitdem unter der Klostervogtei der in nächster Nähe angesessenen Grafen von Buch und später der jedesmaligen Landesherren fristete.

Im Bauernaufruhr des Jahres 1525 wurde das Kloster Memleben geplündert und teilweise zerstört, um das Jahr 1545 aber völlig aufgehoben. Seine Güter wurden im Jahre 1551 von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen der von ihm gegründeten Fürstenschule zu Pforta, die schon reichen Grundbesitz in diesem Teile des Unstruthales besaß, einverleibt und befinden sich noch heute im Besitze dieser bevorzugten Schulanstalt.

Wenn man nun erwägt, daß bereits zu König Heinrichs Zeit sich in Memleben ein befestigter Königshof (*curtis regia* oder *castellum*) und in diesem eine der h. Jungfrau Maria geweihte Kirche befand, daß mit dem Könige zugleich Reichsfürsten und Heerführer als Gäste in Memleben geweiht haben, daß Otto d. Gr. mit einem ansehnlichen Gefolge von Fürsten und Edlen sich in Memleben aufgehalten hat, daß an der im Königshofe befindlichen Marienkirche mehrere, anscheinend vom Bischof von Merseburg berufene Priester angestellt gewesen zu sein scheinen, da sonst schwerlich an einem Wochentage (dem 7. Mai 973 — es war dies der Mittwoch vor Pfingsten —) in derselben ein dreimaliger Gottesdienst (Frühmette, Mette und Vesper) hätte abgehalten

werden können, so sieht man sich zu dem Schlusse gedrängt, daß der Memleber Königshof nicht nur mit Mauern und Graben wohlbefestigt, sondern auch so geräumig gewesen sein muß, daß er nicht nur das Palatium zur Aufnahme der königlichen Familie und ihres Gefolges, Wohnungen für den Burgvogt und die ständigen Burgmannen nebst ausreichenden Wirtschaftsgebäuden, sondern auch eine Kirche und Wohnungen für die an derselben angestellten Priester in sich schloß. Welcher Gewinn wäre es für die Altertumswissenschaft, wenn dieser Königshof einigermassen unversehrt auf die Gegenwart gekommen wäre! Was aber ist von diesem Fürstensitze, der am östlichen Ende des Dorfes nahe der Unstrut lag, übrig geblieben? Nichts, als ein uraltes steinernes Thor (bei der Schäferei des Klostersgutes) auf der Südseite des Gehöftes, ohne Zweifel dasjenige Thor, durch welches die deutschen Kaiser aus sächsischem Geschlecht aus- und eingeritten sind, nebst einem angrenzenden Mauerstück, und außerdem noch eine freistehende halbverwitterte Steinmasse auf dem Hofe nicht weit von diesem Thore.

Etwas besser, im Ganzen aber doch auch traurig, ist es um die Reste des ehemaligen Klosters bestellt; denn dieselben sind in der That nur noch ein Schattenbild seiner ursprünglichen Schönheit und Würde. Von dem ehemaligen Klostergebäude, welches ein der Nordseite der Kirche vorgelegtes Viereck bildete und jetzt in einen Wirtschaftshof hinter der Pächterwohnung verwandelt worden ist, hat sich fast nichts erhalten. Nur ein kleines Stück, das jetzt als östliche Wand eines Wirtschaftsgebäudes dient, und 7 an der Außenmauer des nördlichen Seitenschiffs angesetzt, aber ganz verwitterte, von Flechten überzogene Wandsäulen, die Überbleibsel des Kreuzganges, sind die letzten unansehnlichen Reste desselben.

Wenden wir uns nun zu der südlich vom Wirtschaftshofe gelegenen Klosterkirche, deren Zugang von Westen her eine häßliche Holzthür bildet. Da über die Baugeschichte der Kirche alle Nachrichten fehlen, so kann nur aus der Eigenart dessen, was erhalten geblieben ist, auf die Zeit der Entstehung geschlossen werden. Aber gerade bei dieser Kirche hat das Urteil der Sachverständigen lange geschwankt: die einen nahmen an, sie stamme aus dem 10. Jahrhundert, zum Teil sogar aus König Heinrichs Zeit; die andern setzten ihre Entstehung in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Welche Ansicht die größere Berechtigung hat, wird noch gezeigt werden; erst gilt es, die Eigenart des Baues zu erfassen.

Der Grundriß der Kirche ist der einer vollständig ausgebildeten, also dreischiffigen Pfeilerbasilika in Form eines lateinischen Kreuzes,

mit je einem Quadrat nach Norden, Osten und Süden, einem Quadrat für die Vierung, und drei Quadraten für das Langhaus. Die Breite der Seitenschiffe geht über das normale Verhältnis, d. h. über die Hälfte der Breite des Hauptschiffes, etwas hinaus. Der Chor hatte die gleiche Höhe, wie das Hauptschiff; die Seitenschiffe dagegen waren niedriger. Das Hauptschiff war mit flacher Balkendecke gedeckt, doch auch Querschiffe und Chor scheinen nicht gewölbt gewesen zu sein, da nirgends Wölbungsansätze wahrzunehmen sind. Dem Chor und den Kreuzarmen waren nach Osten zu Abseiten, dem Hauptschiffe im Westen zwei Türme vorgelegt, von denen sich nur die Grundmauern noch erhalten haben. Über der Vierung erhob sich ein Mittelurm, der freilich, nach der schwachen Fundamentierung zu schliessen, im ursprünglichen Baue wohl nicht vorgesehen war, sondern erst später aufgesetzt worden sein dürfte. Der Fußboden des Chores erhebt sich ganz auffallend über den des Langhauses aus Rücksicht auf die unter ihm befindliche Krypta oder Gruftkirche, welche wegen des Wasserandranges von der nahen Unstrut her nicht sehr tief in die Erde gelegt werden konnte, was wiederum eine Höherlegung des Fußbodens im Chor erforderlich machte. Die Krypta ist übrigens, was selten vorkommt, größer als der Chor, denn sie greift noch weit unter die Kreuzvierung hinein, der Art, daß der so gewonnene Mehrraum als Vorhalle für die Krypta dient, in welche man (ehemals aus dem Kreuzgange), jetzt aus einem Wirtschaftsgebäude von Norden her hinabsteigt.

Beachtung verdient, daß das Gestein, aus welchem die Kirche erbaut ist, von dreierlei Art ist. Der ganze Unterbau der westlichen Hauptseite, des Kreuzbaues und seiner Vorlagen, sowie des Chores sind aus großen behauenen Werkstücken eines groben Sandsteins — man nimmt an aus Nebraer Brüchen — aufgeführt. Feinere Teile, nämlich die Portale, die Fenstergewände, die Arkadenbögen zwischen dem Hauptschiffe und den Nebenschiffen, auch alle vorspringenden Pfeiler, Ecken, Säulen und Simse sind aus einem erheblich feineren, sehr festen, rötlich aussehenden Sandsteine hergestellt, den man für Rochlitzer Stein (aus dem Muldethale) hält, der aber vielleicht nur eine Ausbeute aus besseren Bänken der Nebraer Brüche ist. Die dabei verwandten Werkstücke sind mit solcher Schärfe und Genauigkeit zusammengefügt, daß sie nur an wenigen Stellen aus ihrer Lage gekommen sind. Endlich besteht das Mauerwerk der Umfassungsmauern der Nebenschiffe und des Chores, sowie der Mauern über den Arkaden des Mittelschiffs und auch der Türme aus unregelmäßig gebrochenem, silbergrauem Thonschiefer, wie er in der Nähe zu finden ist. Diese Verschiedenheit des Materials

nötigt noch keineswegs, verschiedene Bauzeiten für die aus verschiedenem Material hergestellten Teile anzunehmen, da sich dieselbe sehr wohl so erklärt, daß man, um zu sparen, nur da das wertvollere Gestein anwandte, wo es für feinere, der Beschädigung leichter ausgesetzte Teile erforderlich war.

Wenn man nun fragt, ob die Kirche, deren Reste man noch gegenwärtig in Memleben sieht, diejenige sei, welche gegen Ende des 10. Jahrhunderts erbaut worden ist, so könnte für diese Annahme geltend gemacht werden, daß die wenigen Reste des alten Castells aus demselben silbergrauen Thonschiefer bestehen, der zu den oberen und äußeren Teilen der Kirche verwandt ist, daß also letztere mit dem im 10. Jahrh. erbauten Castell ungefähr gleichzeitig sein müsse; ferner daß an verschiedenen Stellen des Gebäudes Rundbogen und Rundbogenfriese auftreten, letztere freilich nur unter dem Dachsimse des Kreuzbaues und an der Abseite des Chors, wo sie jedoch eine ungewöhnliche Form haben, indem nämlich hier allemal ein größerer Bogen zwei kleinere in sich faßt und der größere auf einer mit Blattwerk verzierten Konsole aufsitzt, während die kleineren Bogen auf einfachen Konsölen ruhen. Wenn daher der bekannte Kunsthistoriker Puttrich noch schwankt, ob die Memleber Kirche dem 10. Jahrhundert oder der ersten Hälfte des dreizehnten zuzuweisen sei, so kann es bei der heutigen erweiterten Kenntnis mittelalterlicher Bauwerke nicht mehr zweifelhaft sein, daß die auf unsre Zeit gekommene Memleber Kirchenruine, da sie durchgängig den Übergangsstil aufweist, ein Werk aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts ist. Dafür sprechen erstlich die spitzbogigen Arkaden des Mittelschiffs, ferner das mit einem etwas gedrückten Spitzbogen überdeckte Westportal der ehemaligen Vorhalle zwischen den Türmen, das sogar, weil rein gotisch, einer noch späteren Zeit angehören muß, als die Kirche; desgleichen die an den Rundbogen nur noch erinnernden Außenfenster selbst der Krypta, weiter die im Halbachteck geschlossenen Chorabseiten, eine in der romanischen Bauzeit noch nicht vorkommende Art des Schlusses, und endlich auch die bereits erwähnten eigenartigen Rundbogenfriese an der Ostseite des Hochbaues, deren Gestaltung es nicht zweifelhaft erscheinen läßt, daß der mit ihnen ausgestattete Bau erst gegen den Anfang des 13. Jahrhunderts aufgeführt sein kann, da ganz gleiche Verzierungen an dem frühestens im Jahre 1208 begonnenen Magdeburger Dome vorkommen.

Ob etwa die Baulust eines Abtes oder eine Feuersbrunst, die den alten Bau zerstört hatte, die Veranlassung zu diesem Neubau gegeben hat, das muß dahingestellt bleiben.

Die ersten Beschädigungen erlitt dieser Neubau vielleicht in den Unruhen des Bauernkriegs. Dieselben könnten sich aber nur auf die beiden Haupttürme im Westen erstreckt haben, falls diese überhaupt jemals fertig geworden sind, denn spätere Zeichnungen aus dem 18. Jahrhundert zeigen zwar noch das ganze Kirchengebäude, nicht aber die Haupttürme. Noch im vorigen Jahrhundert war nach dem unverwerflichen Zeugnisse sachverständiger Augenzeugen die Kirche selbst im ganzen wohl erhalten. Im Jahre 1722 aber beschädigte ein Blitzschlag das Dach, der insofern für die Kirche verhängnisvoll wurde, als das hohe churfürstlich Sächsische Finanz-Kollegium zu Dresden, um die Kosten der Reparatur zu sparen, den Befehl gab, das Dach abzubringen, so daß nun der edle Bau den zerstörenden Einflüssen der Witterung schutzlos ausgesetzt war. Das von der hohen Obrigkeit gegebene böse Beispiel fand bald noch bössere Nachahmung, denn die Portenser Amtleute entblödeten sich nicht, im Jahre 1793 mit dem Abbruch der Kirche selbst zu beginnen, um die so gewonnenen Steine zum Bau von Stallungen zu verwenden und die Kirche zum Getreidespeicher einzurichten, ja man schreckte sogar davor nicht zurück, zwei große Breschen in die Seitenmauern der Kirche zu legen, um vom Felde her quer durch das Heiligtum hindurch bequemer in den hinteren Wirtschaftshof mit den Getreidewagen fahren zu können. Und die Schulverwaltung zu Pforta liefs das ruhig geschehen! Wahrlich, eine That fast unglaublicher Roheit, auf deren Urheber das Wort Schlegels in seinem Arion paßt:

„Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Sinn.“

Da ist es denn kein Wunder, daß verhältnismäßig nur wenig dem Verfall und der Zerstörung entgangen ist. Wenigstens etwas hat für die Kirche Friedrich Wilhelm IV. gethan, der den Fußboden des hohen Chors mit Sandsteinplatten belegen liefs, um die darunter befindliche unterirdische Kirche vor Wasserschäden zu bewahren. Schenken wir nun den zum Teil sehr merkwürdigen Überresten einige Augenblicke weihvoller Betrachtung.

Dem durch das Westportal in den Innenraum der Kirche Eintretenden fallen sofort die auf je 7 Pfeilern, von welchen 5 freistehen, ruhenden 6 Bogen von gedrückter und schwerer Spitzbogenform ins Auge, welche die Begrenzung des Mittelschiffs bilden, dessen Dach jetzt der freie Himmel bildet und dessen Fußboden mit freundlichen Blumenanlagen geschmückt ist. Die acht ersten Pfeiler (vom West-

portale aus gerechnet) sind auf der dem Schiff der Kirche zugekehrten Fläche mit schon 1729 fast verloschenen, jetzt aber kaum noch erkennbaren Malereien geschmückt, die nur dann etwas besser sichtbar werden, wenn die Pfeiler mit Wasser angefeuchtet worden sind, in welchem Falle die Gestalten wie Geistererscheinungen aus den Pfeilern hervortreten. Sie sind auf den bloßen geschliffenen Sandstein nur in den wesentlichsten Umrissen und Faltenlinien auf einem dunkelbraun getonten, mit goldenen Kreuzchen besetzten Teppichgrund mit bunten Farben gemalt und stellen auf der Seite nach Norden zu 4 männliche, auf der nach Süden dagegen ebensoviel weibliche Figuren dar. Dieselben sind nicht nur wegen ihrer unverwüstlichen Technik, sondern auch wegen ihrer an das Ende des 13. Jahrhunderts zu setzenden Entstehungszeit höchst interessant. Die Meinung des gelehrten Schamelius, daß hier der Kaiser Otto d. Gr. mit seiner Gemahlin Editha vielmals abgebildet worden sei, ist jedesfalls unhaltbar, denn es hat keinen Sinn, eine und dieselbe Person an derselben Stelle wiederholt abzubilden. Die Geschichte des Klosters und Gotteshauses führt auf eine andere und bessere Erklärung. Wie in dem Westchor des Naumburger Domes die Steinbildsäulen der Gründer und Wohlthäter dieser Kirche aufgestellt sind, so sind auch hier offenbar die Gründer und Wohlthäter der Memleber Kirche in Farben verewigt worden. Man darf daher in den gekrönten, szeptertragenden männlichen Figuren mit langwallendem Haupthaar die drei Ottonen (Otto I., Otto II. und Otto III.) und in der vierten, welche eine von einem Heiligenscheine umgebene Abtsmütze trägt, vielleicht den ersten Abt des Klosters Wunniger erkennen; in den vier weiblichen dagegen die durch einen Heiligenschein gekennzeichnete heilige Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., ferner Editha und Adelheid, die Gemahlinnen Kaiser Ottos I., und endlich Theophano, die Gemahlin Ottos II. Warum Otto II. mit dem linken Fuße auf eine unter ihm liegende Figur tretend dargestellt ist, und warum Edithas Bild in der Nähe der Füße durch eine Rosette ausgezeichnet ist, bleibe dahingestellt.

Beachtung verdient auch ein wunderthätiges, aus Holz geschnitztes Bild in einer Nische der Oberkirche.

Die vollkommen erhaltene, wie die Oberkirche dreischiffige, zeitweilig als Kartoffel- und Rübenkeller verwendete Krypta, verdient als der im ganzen am besten erhaltene Teil der Kirche besondere Beachtung. Wie schon bemerkt, erstreckt sich dieselbe unter dem ganzen Altarraum nebst Chorabsis, ja noch unter der Kreuzvierung. Der unter der letzteren liegende Teil, den der Besucher zunächst erreicht, ist eine

gleich der Krypta selbst überwölbte Vorhalle, welche durch drei rundbogige Eingänge den Zutritt zu den drei Schiffen der Krypta vermittelt. Der Chor der Krypta liegt nur um eine Stufe höher, als diese selbst und ist gleich dem Chor der Oberkirche im Halbachteck geschlossen. Die die Schiffe scheidenden Säulen haben Kapitäle von verschiedener Form, von denen manche rein romanischen zwar ähneln, aber doch nicht so ausgeprägt romanisch sind, daß man sie dem ursprünglichen Baue zuweisen könnte. Dagegen zeigen alle Thüren und Fenster im Innern den romanischen Rundbogen, während die äußeren Fensterteile auffälliger Weise mit niederen Spitzbogen überdeckt sind. Die Krypta ist daher auch jetzt noch ein rätselhaftes Bauwerk, und die Frage, ob sie der frühromanischen oder der Übergangszeit angehört, ist erst noch zu entscheiden.

Die modern aussehende Dorfkirche, deren Schutzheiliger unbekannt ist, liegt am entgegengesetzten (westlichen) Ende des Dorfs. Dieselbe war vermutlich schon früher vorhanden, als die Klosterkirche, denn nach Thietmars von Merseburg Bericht behielt Boso bei seiner Erhebung zum Bischof von Merseburg die Einkünfte der bis dahin von ihm verwalteten (Pfarr-)Kirche zu Imeleve (Memleben). Um 977 kam die Memleber Pfarrkirche in den Besitz des Bischofs Hugo von Zeitz und erscheint auch später noch (z. B. 1228) im Besitze des Hochstifts Naumburg-Zeitz, dem sie durch die Gunst des Kaisers Otto II. zu teil geworden war. Der Turm ist nach Angabe einer an ihm befindlichen, unvollständigen Minuskelschrift im Jahre 1486 erbaut. In der Kirche befinden sich einige angeblich aus der Klosterkirche hierher übertragene mittelalterliche Schnitzwerke.

b) Das nördliche Gelände des oberen Thals bis Wendelstein.

Bottendorf.

Nachdem die Pfalzgrafen von Sachsen aus dem Hause Goseck den Stammsitz ihrer Ahnen, das uralte Schloß Goseck, das schon in einem Hersfelder Zehntverzeichnis aus dem 8. Jahrhunderts als eine Burg (Gozača civitas) bezeichnet wird, in ein Kloster verwandelt hatten, gründete einer ihrer Nachkommen, und zwar, wie es scheint, der Pfalzgraf Friedrich II. der Jüngere, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich I., sich in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts in dem mittleren Unstruthale zu Budilendorpf oder Putelendorf, das ist in dem jetzigen Bottendorf, eine neue, große und stattliche Burg auf einem Hügel, der sich nördlich der Bottendorfer Brücke unweit des Unstrutbettes erhebt und noch jetzt der Burgberg heißt. Er benannte sie und auch sich

nach dem Namen des Dorfes, welcher im Laufe der Jahrhunderte in die Form Bottendorf verwandelt wurde.

Vielleicht schon nach dem Tode des letzten Pfalzgrafen Friedrich IV., welcher im Jahre 1125 starb und der letzte weltliche Sproß seines Geschlechtes war, sicher aber seit dem Jahre 1179, in welchem am 31. Dezember das Geschlecht der Pfalzgrafen von Putelendorf mit Friedrich V., der im Jahre 1148 noch Stiftsherr in Bibra, zuletzt aber Erzbischof von Prag geworden war, ausgestorben war, kam die Burg zu Bottendorf mit dem dazu gehörigen Gebiete — wir wissen nicht, warum und wie — in den Besitz der Grafen von Kevernburg, beziehungsweise eines Nebenzweiges dieses Hauses, der Grafen von Rabenswalde und Wiehe, die sie aber nicht selbst bewohnten, sondern mit Burgmannen besetzten, welche sich dem damaligen Brauche gemäß nach der Burg Herren von Putelendorf nannten, aber natürlich nicht von den Pfalzgrafen gleiches Namens abstammten. Von den Grafen von Rabenswald ging die Burg an den Schwiegersohn des letzten Grafen aus diesem Hause, den Grafen Hermann von Orlamünde, über, das war im Jahre 1311 oder 1312. Der neue Besitzer und seine Nachkommen ließen die im Jahre 1309 von dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen eroberte Burg verfallen, da sie gerade damals sich anschickten, den Wendelstein mit einer stattlichen Burg zu krönen. Da jedoch noch 1323 Burgmannen zu Bottendorf erwähnt werden, so ist höchst wahrscheinlich die Burg Bottendorf in dem Kriege, welchen die Grafen von Orlamünde mit ihren Bundesgenossen gegen den Landgrafen Friedrich von Thüringen führten (1342—1345), in dem sogenannten thüringischen Grafenkriege, gebrochen worden und seitdem in Trümmern liegen geblieben. Denn auch die von Witzleben, welche sie schließlich erlangten, hatten keinen Grund, sie wieder aufzubauen, da der Wendelstein ihnen eine viel gesichere Zuflucht bot. Die Besitzer des Wendelsteins waren bis zum Jahre 1839, in welchem die Gemeinde das Vorwerk käuflich erwarb, zugleich auch Besitzer von Bottendorf. In der nachfolgenden Zeit aber haben die Anwohner der Burg Stück für Stück derselben abgebrochen, und nur dürftige Reste, namentlich gewölbte Gänge und Keller, welche an verschiedenen Stellen den Burgberg durchziehen, bekunden noch heute die ehemalige Größe und Stattlichkeit der Burg. Eine andere Burg, deren Stätte die Altenburg genannt wird, lag jenseit des Wassers.

Der westliche Teil des Dorfes heißt „die alte Stadt.“ Noch weiter nach Westen zu lagen noch im Anfange des 18. Jahrhunderts die Ruinen einer S. Moritzkirche, deren Stelle beim Volke jetzt 's Moritzchen

heißt. Nach einer bisher nicht begründeten Überlieferung hätte da vor Zeiten ein Kloster gestanden.

Nach Schiffbarmachung der Unstrut bis zu ihrer Mündung in die Saale und der Saale bis nach Weissenfels wurde zum ersten Male am dritten Pfingstfeiertage des Jahres 1791 von Bottendorf aus ein großes Fahrzeug mit 1400 Centnern und zwei kleinere mit je 500 Centnern Fracht abgelassen und damit die Schifffahrt auf der Unstrut eröffnet, die freilich zunächst nur bis Weissenfels fortgesetzt werden konnte.

Auch dadurch ist Bottendorf merkwürdig, daß hier schon seit dem 15. Jahrhundert Bergbau auf Kupferschiefer betrieben worden ist, der freilich, weil er immer unergiebiger wurde, schließlich erlosch. Daher verwandelte um 1805 der Professor Lampadius aus Freiberg in Sachsen die bis dahin mit 3 Schmelzöfen betriebene Bottendorfer Kupferhütte in eine Fabrik von Syrup, Zucker, Arak und Kaffee aus Runkelrüben, gewiß eine der frühesten ihrer Art.

Rofsleben.

Das Kloster Rofsleben, das dritte im Unstrutthale zwischen Naumburg und Artern oberhalb der Steinklöße, ist um das Jahr 1140 von dem Edelherrn Ludwig von Wippra und seiner Gemahlin Mathilde, einer gebornen Gräfin von Wettin (von der das Dorf Ziegelrode, früher Mechtilderode auf dem Forst seinen Namen hat), für Brüder des Augustinerordens zu Ehren des Apostels Petrus (dem später der Apostel Paulus zugesellt wurde), gegründet worden. Das Dorf freilich (im 8. Jahrhundert Rostenleba, später Rustenleve und Rusteleve) ist viel, viel älter. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts verwandelten die damaligen Schirmvögte des Klosters, die Edlen von Hakeborn, dasselbe in ein Cistercienserinnenkloster. Die späteren Schirmvögte des Klosters waren von 1335 ab die Grafen von Orlamünde, von 1355 ab die Edlen von Witzleben. Im Bauernkriege wurde das Kloster weder verwüstet noch geplündert; die Gebäude blieben damals unversehrt. Nach dem Tode des Herzogs Georg, im Jahre 1540, fand eine Visitation des Klosters statt, bei welcher alle noch vorhandenen Nonnen, 14 an der Zahl, sich bereit erklärten, dasselbe zu verlassen. Um 1553 starb die letzte von diesen Nonnen. Das alte Klostergebäude überstand auch den dreißigjährigen Krieg ganz glücklich. Desgleichen wurde es bei einem großen Brande, der im Jahre 1686 den Ort heimsuchte, nicht erheblich beschädigt, wenigstens hatte im Jahre 1695 die Klosterkirche noch ihre vollständigen Mauern. Aber was Kriegsstürmen, Aufständen und Feuers-

gefahr glücklich entgangen war, das vernichtete, wie in Memleben, rücksichtslose Habgier in friedlicher Zeit. Im 18. Jahrhundert wurden die Klostergebäude samt der Kirche nach und nach abgebrochen und schon 1743 war von dem ehemaligen Kloster nicht das Geringste mehr zu sehen.

Die einzige Merkwürdigkeit des durch Volkszahl ausgezeichneten Dorfes (1880 zählte dasselbe 2259; 1885: 2195; 1890: 2489 Einwohner) ist heutzutage die im Jahre 1554 von dem letzten Schirmvogte des Klosters, dem Edlen Heinrich von Witzleben, mit Genehmigung des Landesherrn gegründete, an der Stelle des alten Klosters errichtete und mit den Gütern desselben ausgestattete Klosterschule. Dieselbe sollte ursprünglich eine Freischule für 18 Knaben sein; heutzutage hat sie 80 meist adlige Schüler, von denen 30 im Genusse von Freistellen sind, und eine Anzahl sogenannter Extraneer. Krieg und Brand haben wiederholt und auf lange Zeit die Entwicklung der Schule gestört. So ruhte im 17. Jahrhundert die Unterrichtsthätigkeit einmal (bis zum Jahre 1675) 36 Jahre lang, und nach kurzer Wiederaufnahme derselben (von 1686 ab) abermals 56 Jahre. Das jetzige, vorzugsweise durch seine Massenhaftigkeit auf den Beschauer wirkende, sonst ziemlich nüchtern aussehende Schulgebäude, welches auch die Wohnungen für Lehrer und Schüler enthält, ist im Jahre 1742 vollendet worden. Über dem Portal der nach Süden gekehrten Hauptseite erblickt man das Klosterwappen, ein von einer Schlange umwundenes und mit Rosen geschmücktes Kreuz, über welchem eine auf die Wiederherstellung der Klosterschule bezügliche Inschrift nebst dem Wappen der Familie von Witzleben angebracht ist, welcher noch heute die Oberaufsicht und Verwaltung der Klosterschule zusteht. In dem westlich gelegenen Schulparke ist ein Denkmal zu Ehren der für das Vaterland in den jüngsten Kriegen gefallenen ehemaligen Klosterschüler errichtet worden.

Die Dorfkirche besitzt noch einen wertvollen alten Kelch aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, der mit den aus Silber getriebenen Bildern der beiden Klosterheiligen, der Apostel Petrus und Paulus, geschmückt ist.

Wendelstein.

Die Geschichte dieser Burg, deren Name schwerlich auf den germanischen Stamm der Wandalen oder Wendilen zurückzuführen ist, sondern einen durch einen Wendelweg (vgl. Wendeltreppe) zu ersteigenden Felsen bedeuten dürfte, ist während des früheren Mittelalters vollständig dunkel, doch ist möglich, wenn auch bis jetzt nicht nach-

gewiesen, daß der 160 Fuß über den Spiegel der Unstrut sich erhebende Kalkfelsen schon früh befestigt war. Sicher ist, daß im Jahre 1312, in welchem die Grafen von Rabenswalde ausstarben, der Wendelstein bereits eine Burg trug, da er unter den Besitzungen der Grafen von Rabenswalde mitgenannt wird, die also vielleicht deren Erbauer waren. Die zu der Burg gehörigen Ländereien bestehen aus den Fluren dreier längst eingegangenen Dörfer, nämlich Klein-Memleben, Odisfurt und Meginrichsdorf, deren Bauern das Kloster Pforta ausgekauft zu haben scheint, dessen Grundbesitz in der Nähe des Wendelsteins später an die Herren von Witzleben übergang. Die Erben der Grafen von Rabenswald waren die Grafenbrüder Hermann und Friedrich von Orlamünde. Nach dem Thüringer Chronisten Johann Rothe und dem Pirnaer Mönch haben diese das Schloß Wendelstein um 1312 zuerst erbaut; doch ist diese Nachricht wohl nur so zu verstehen, daß sie es größer und schöner umgebaut haben. Als bald nach 1342 zwischen den beiden Orlamünder Grafen und dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen der sogenannte thüringische Grafenkrieg entbrannte, in welchem die Grafen von dem Landgrafen gedemütigt wurden, mußten sie mit ihren übrigen Schlössern und Städten auch den Wendelstein von dem Landgrafen zu Lehen nehmen. Und weil die Grafen durch diesen Krieg in schwere Schulden geraten waren, sahen sie sich nicht lange darnach (im Jahre 1355) sogar genötigt, den Wendelstein an den landgräflichen Hofrichter Christian von Witzleben zu verpfänden, welcher noch dazu für den Fall, daß die Grafen von Orlamünde ausstürben, mit dem Wendelsteine mitbelehnt wurde. Seitdem saßen die Nachkommen Christians von Witzleben einträchtig auf dem Wendelstein. In dem thüringischen Bruderkriege aber nahmen die damals den Wendelstein besitzenden Brüder Kerstan und Friedrich von Witzleben jeder eine andere Partei. Kerstan hielt es mit dem Kurfürsten Friedrich, Friedrich dagegen mit dem Herzog Wilhelm. Dieser letztere bemächtigte sich 1445 mit Friedrichs Hilfe des Wendelsteins und belehnte nun diesen auch mit Kerstans Hälfte. Beim Friedensschlusse im Jahre 1451 mußte jedoch Friedrich dem Sohne Kerstans, dem Kinde Christoffel, die väterliche Hälfte wieder herausgeben. Dieser Christoph vertauschte 1471, um einen Besitz für sich allein zu haben, seinen Anteil am Wendelstein gegen Burgscheidungen an den Edlen Bruno von Querfurt, der nun Mitbesitzer des Wendelsteins wurde. Als aber dieser 1495 gestorben war, fiel sein Anteil als eröffnetes Lehn den Landesherrn anheim, welche Hans von Minkwitz mit Brunos Hälfte belehnten. Den Erben Friedrichs von

Witzleben gelang es aber, die Minkwitzsche Hälfte gegen andere Güter einzutauschen, so daß sie wieder in den alleinigen Besitz der Herrschaft gelangten. Die Herren von Witzleben bauten nunmehr die Burg mit bedeutenden Kosten zeitgemäß um, lagen aber fortwährend miteinander im Zwist, der zeitweilig sogar in offenen Kampf ausartete. Endlich setzten sie sich (1509 und 1529) friedlich und scheidlich auseinander.

Während des Bauernkrieges (1525) war der Wendelstein die Zuflucht aller Behörden und Adligen weit und breit. Von den hohen Mauern des Schlosses sahen sie hier, selbst geborgen, die Ausplünderung der umliegenden Klöster durch die wilden Rotten mit an. In den folgenden Jahren (1540) wurde der Wendelstein, dessen Wichtigkeit sich in den schweren Zeiten klar herausgestellt hatte, noch stärker befestigt. Gleichwohl überlieferte nach Ausbruch des schmalkaldischen Krieges (Ende 1546) der Befehlshaber des Wendelsteins die Feste den kursächsischen Kriegsvölkern auf Treu und Glauben. Diese jedoch hielten das gegebene Versprechen nicht und raubten den Wendelstein vollständig aus; doch mußte wenigstens die Burg selbst nach der Niederlage des Kurfürsten bei Mühlberg (1547) den Eigentümern zurückgegeben werden. Anstatt nun auf die Erhaltung ihres wertvollen Besitzes bedacht zu sein, stürzten sich dieselben vielmehr infolge all zu glänzender Hofhaltung mehr und mehr in Schulden. Namentlich war es der prachtliebende Heinrich von Witzleben, der Gründer der Klosterschule zu Rofsleben, der durch seine Gastereien und Reisen, ganz besonders aber durch seine Spielwut die Vermögensverhältnisse seines Hauses zerrüttete. Auf einem Landtage zu Chemnitz verlor er einmal an einen einzigen Spielkameraden die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 3100 Thalern. Aber auch sein Sohn Wolf Dietrich vermehrte durch verschwenderische Wirtschaft die Verschuldung des Familienbesitzes. Die Folge war, daß im Jahre 1619 der damalige Besitzer Schloß und Herrschaft Wendelstein dem Hauptgläubiger Hans Heinrich von Hefslers pfandweise überlassen mußte. Dieser aber verkaufte sehr bald sein Pfandrecht an den Landesherrn, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, dem auch im Jahre 1623 der Wendelstein übergeben wurde. Kaum hatte der Kurfürst von dem Schlosse Besitz ergriffen, so ließ er auch schon die Festungswerke vervollständigen und weiter vorschieben, ein Zeichen, daß er nicht gesonnen war, die neue Erwerbung wieder herauszugeben, die übrigens den Fortschritten des Geschützwesens gegenüber bei weitem nicht mehr den Verteidigungswert hatte, den der Kurfürst ihr beilegte, denn der Wendelstein wurde im dreißigjährigen Kriege wiederholt von wilden Streifscharen eingenommen. Am 23. Oktober 1632

verwüsteteten und plünderten die Pappenheimer das Schloß; 1636 brannten die Schweden alle Dörfer ringsum ab und plünderten auch die Burg, die aber selbst unversehrt blieb. Am 12. Dezember 1640 dagegen wurde die Feste nach viertägiger Belagerung von den Schweden abermals eingenommen, ausgebrannt und die Türme durch Pulver in die Luft gesprengt. (Der am Südfuße des Wendelsteins stehende schiefe Turm scheint ein auf diese Art umgestürzter Mauerturm zu sein, soll aber einen Born in sich bergen.) 1656 mußten die Herren von Witzleben allen Ansprüchen auf den Wendelstein entsagen, der ihnen seit 1619 thatsächlich schon entzogen gewesen war.

Der wirtschaftliche Verfall dieser einstmals so reichen Familie — die Herrschaft Wendelstein war nämlich ein herrlicher Besitz, reich an fruchtbarem Ackerland, fetten Triften, üppigen Wiesen und ausgedehnten Laubwäldungen — hat die sagenbildende Phantasie des Volkes angeregt, die sich die Sache nur so erklären konnte, daß es in diesem Falle nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der Wendelstein — so erzählt das Volk und befindet sich damit, wie wir sahen, in ziemlicher Übereinstimmung mit den Thatsachen — ist verspielt worden, freilich nur durch einen Verrat, den der Diener des damaligen Herrn von Witzleben begangen hat. Beim Kartenspiele hinter dem Stuhle seines Herrn stehend, hat jener dem Gegner seines Herrn durch Zeichen zu verstehen gegeben, was für Karten sein Herr in der Hand hatte. So hat der Herr von Witzleben das Spiel und damit auch den Wendelstein verlieren müssen. Die landläufige Redensart jedoch: „Der verrät den Wendelstein um eine saure Gurke!“ scheint andeuten zu wollen, daß der dürftige Sündenlohn zu der Größe des durch schnöden Verrat erzielten Gewinnes in gar keinem Verhältnis gestanden hat.

Während der kursächsischen Besitzdauer wurde zu Wendelstein im Jahre 1750 ein Gestüt für 200 Stamppferde polnischer, türkischer und tartarischer Rasse eingerichtet, dessen Zöglinge sehr geschätzt waren. Anscheinend war das nur die bewußte Erneuerung einer schon früher hier schwunghaft betriebenen Pferdezucht. Denn bereits der erwähnte Heinrich von Witzleben war im Jahre 1554 auf einem großen Turniere zu Dresden mit selbstgezüchteten Pferden erschienen, welche allgemeines Aufsehen erregten. Wenn wir uns nun erinnern, daß schon zur Zeit des Königs Irminfried die thüringische Pferdezucht hochberühmt war, und daß die silberfarbigen Rosse thüringischer Zucht, die Irminfried seiner Braut Amalberg als Brautgabe nach Italien sandte, die Bewunderung des mächtigen Ostgotenkönigs Theodorich erregten, so möchten wir fast versucht sein, das Unstrutriet bei Wendelstein als

die Stätte anzusehen, an welcher in grauer Vorzeit das Gestüt jener silberfarbigen Rosse sich befunden hat, zumal dasselbe von dem Königssitze Irminfrieds Burgscheidungen nicht weit entfernt war.

Im Jahre 1771 wurde das Wendelsteiner Gestüt teils nach Merseburg, teils nach Torgau gebracht, aber schon 1780 nach Wendelstein zurückverlegt. Ein plötzliches Ende fand dasselbe dadurch, daß im Mai des Jahres 1813 Theodor Körner als Führer einer kleinen Reitertruppe sämtliche Pferde des Gestüts als willkommene Beute für die Lützowsche Freischar entführte. Das Königreich Preußen, an welches Wendelstein 1815 im Wiener Frieden mit der Hälfte von Sachsen als Domäne fiel, ließ das Wendelsteiner Gestüt nicht wieder besetzen, und so hatte es mit der Pferdezucht im Unstrutriet ein Ende.

Doch besichtigen wir nun die Burg selbst. Besonders stattlich stellt sich die steil zur Unstrut abfallende Feste dem von Westen (Rofsleben) oder von Südosten (Memleben) herkommenden Wanderer dar. Dagegen führt der von Norden her aus dem Ziegelröder Forste herabkommende Weg ziemlich unvermerkt in wechselnder Senkung und Steigung auf den Wendelstein. Es ist nicht gerade leicht für den Besucher, das infolge zahlreicher Veränderungen der ursprünglichen Anlage entstandene architektonische Durcheinander zu entwirren, doch läßt sich das Wesentliche der Anlage immerhin erfassen.

Wenn man das an der Nordwestseite der Ruine gelegene, von einem spitzbogigen Gewölbe überdeckte „Querfurter Thor“ erreicht hat, tritt dem Blicke die Festungsanlage als ein Rechteck entgegen, welches nach Norden und Osten zu durch zwei breite und tiefe Gräben geschützt ist, zwischen denen sich ein starker, kasemattierter Wall mit festem Mauerwerkskern erhebt. Sofort empfangen wir von der Massenhaftigkeit der Überbleibsel den Eindruck, daß es eine gewaltige Feste gewesen, deren Trümmer wir da vor uns haben. Nachdem wir beide Burggraben überschritten, stehen wir vor dem spitzbogigen Hauptthore des Schlosses, welches links und rechts von gewaltigen Türmen geschützt war. Der zur Linken stehende, welcher auch zum Schutze der nördlichen Mauer bestimmt war, heißt der Nonnenturm. Er zeigt zwar mehrere tiefgehende Risse und Lücken in seinen gewaltigen, etwa 2 Meter starken Mauern, ist aber zum Teil noch wohl erhalten. In beträchtlicher Höhe über dem älteren Mauerwerk sieht man in dem später aufgesetzten drei alte Säulenbasen aus Sandstein eingemauert.

So mächtig nun aber dieser Turm auch ist, so tritt er doch erheblich hinter dem zur rechten Seite des Thores aufragenden, als Bergfried in Gebrauch gewesenen Turme zurück, der einen Durchmesser von un-

gefähr 33 Metern hat und — vielleicht wegen seiner gewaltigen Weite — den bei einem Turme sehr befremdenden Namen „die Reitbahn“ führt. Derselbe ist zum Teil aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet, zum Teil auch, namentlich auf der Ost-, Süd- und Westseite mit einem Mantel von gehauenen Steinen bekleidet. Derselbe ist für gewöhnlich verschlossen; der Schlüssel ist beim Kastellan zu holen. Man ersteigt diesen Turm auf einem steinernen Wendelwege, der vielleicht der Anlaß war, der ganzen Burg den Namen Wendelstein zu geben. Die mit Vorsicht zu betretende Oberfläche des Turmes, dessen oberste Stockwerke im Jahre 1640 niedergebrannt wurden, ist zu nicht geringer Überraschung des Besuchers in ein Gärtchen verwandelt, von welchem, als dem jetzt höchstgelegenen Punkte der Burg, sich eine umfassende Aussicht auf die Umgebung eröffnet. Am Westende des Thales ragt als äußerste Grenzmarke der Kyffhäuserthurm empor; weiter herwärts breitet auf der nördlichen Seite der Unstrut sich Rofsleben mit seiner Klosterschule aus; südlich von ihr erblicken wir am Nordabhange der Finne, in ziemlich gleichen Entfernungen dem dieselbe bedeckenden Walde vorgelagert, eine Reihe uralter Orte: Hechendorf, Wiehe (Stadt und Schloß), Allerstedt, Wohlmirstedt, Memleben. Östlich schließt der Orlas, an dessen Fulse aus waldigem Thale der Kirchturm von Bucha hervorlugt, und die Steinklöbe, die merkwürdige und von der Sage verherrlichte Durchbruchsstelle der Unstrut, die Aussicht ab. Hier auf dem Wendelstein soll nach einer Volksüberlieferung König Heinrich I., entzückt von der prächtigen Aussicht, unter Anspielung auf die Namen der von ihm geschauten Orte ausgerufen haben:

„Wie wohl mir steht allhier mein Leben

(Wie — Wohlmirstedt — Aller(stedt) — Memleben),

Wenn ich mich wend auf diesem Stein.“

Übrigens bietet sich fast dieselbe Aussicht, nur etwa den Blick auf den Kyffhäuser abgerechnet, auch an einigen tiefer gelegenen Stellen der Ruine, sowie von dem Garten der nahegelegenen Restauration aus.

Dem in das Innere des Schlosses sich begebenden Besucher, der zunächst die Niederburg betritt, fällt sofort die gleich links hinter dem Burghthore gelegene, in der Zeit des Überganges von der Gotik zur Renaissance erbaute Burgkapelle in die Augen, von der nur noch Trümmer übrig sind. Die auf Säulen ruhenden Gewölbe derselben sind von den Schweden unter Königsmarck und Wrangel zum größten Teile weggesprengt worden; nur vier Säulen mit einem Teile des Gewölbes zeugen noch von der ehemaligen Bauart. Mehrere in die Wand

eingelassene Medaillons zeigen die Brustbilder sächsischer Kurfürsten in der Tracht des 17. Jahrhunderts.

Während die „alte Burg“ zwischen der Kapelle und dem Nonnenturme jetzt fast ganz in Trümmern liegt, ist ein dreistöckiger Schloßbau der Niederburg noch erhalten. Oberhalb der Niederburg liegt die Oberburg oder das neue Schloß mit einer im Jahre 1540 erbauten, durch einen starken Turm geschützten Haupteinfahrt auf der Nordseite. Die den großen Schloßhof umgebenden Wohn- und Wirtschaftsgebäude, welche die Beamten des Domänenpächters inne haben, sind hier und da in ältere Trümmer gleichsam hineingeflickt. In dem östlichen Querbau, dem ehemaligen Wohnhause des Wolf Dietrich von Witzleben, befindet sich anscheinend die frühere Kapelle des neuen Schlosses, welche jetzt als Gefängnis dient. Die über dem Renaissanceportal stehende Jahreszahl 1596 giebt die Zeit der Erbauung an, die über der Treppenthür angebrachten 2 Wappen, von denen eins die Buchstaben W. D. v. W. (von Witzleben) aufweist, deuten auf den Erbauer, Wolf Dietr. v. W. Der Turm dieses Gebäudes verdankt einem absonderlichen Einfall des Erbauers seine Entstehung; Wolf Dietrich ließ ihn im Jahre 1596 als Gedächtnisturm seinem Vater zu Ehren erbauen.

Außerhalb des Schlosses, auf einer vorspringenden Randleiste der schroff ansteigenden Südwand des Felsens, steht noch ein Turm, dessen Zweck rätselhaft erscheint. Er steht so schief da, daß es scheint, als wolle er bei erster Gelegenheit seinen Schwerpunkt verlieren. Angeblich hat derselbe als Wasserturm gedient, um durch ein in ihm angebrachtes Pumpwerk Wasser aus der Unstrut auf die eines Brunnens entbehrende Burg zu heben.

Der Forst, Ziegelrode und Lutisburg.

Wer einen lohnenden Ausflug in die herrlichen Waldungen des Forstes — so heißt der bewaldete Bergrücken zwischen dem Rohenthal und der Steinklöbe, welcher die Unstrut auf deren Nordseite begleitet — und nach dem in einer großen Lichtung dieses Waldes gelegenen Dorfe Ziegelrode machen will, kann von Bottendorf, Rofsleben und Wendelstein aus, zum Teil auf herrlichen Waldwegen, dorthin gelangen. Der längste, aber auch länger durch den Wald führende Weg ist der von Wendelstein aus. Wer es bequemer haben will, kann, wenn die Zeit ihm paßt, die von Rofsleben über Ziegelrode nach Querfurt gehende Post benutzen.

Das jetzige Dorf Ziegelrode ist eine verhältnismäßig junge Gründung, welche von der nördlich vom Dorfe gelegenen Ziegelei ihren

Namen hat. Ein älteres Dorf, welches Mechelrode oder genauer Mechtilderode hieß, lag eine viertel Stunde von dem jetzigen entfernt bei der jetzigen Gemeindegrube, an welcher noch im Jahre 1830 der Wald anfang. Dasselbe war in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von der Gemahlin des Edlen Ludwig II. von Wippra, Mechtilde, einer gebornen Gräfin von Wettin und Schwester des Markgrafen Konrad von Meißen, gegründet und nach ihr benannt worden. Als der Wald bei dem eingegangenen Mechelrode noch stand, konnte man unter den mehrhundertjährigen Eichen desselben den Umfang des „alten Gottesackers“ in seinen Füllmunden noch recht gut erkennen; auch waren damals noch mehrere ziemlich wohl erhaltene, teils aufrecht stehende, teils liegende Leichensteine, ja sogar Gräber noch zu sehen. Seitdem jedoch — nach 1830 — der Wald dort gerodet worden ist, sind diese Reste des alten Mechtilderode verschwunden.

Das heutige Dorf Ziegelrode ist wegen seiner gesunden Waldesluft häufig das Ziel von Ferienkolonien. Auf dem ganzen bewaldeten Rücken des Forstes von Ziegelrode nach der Steinklöße zu sollen, namentlich in den Forstbezirken „Brandholz“ und „Drei Hieben“, außerordentlich viel vorgeschichtliche Grabstätten sein, die noch der Ausbeutung harren.

Wer Zeit hat, dem ist eine Verlängerung der Wanderung nach der wüsten, in schweigender Waldeinsamkeit gelegenen Lutisburg zu empfehlen. Der von Rofsleben aus die Post Benutzende kann dann — ohne Aufenthalt in Ziegelrode — bis zur Försterei Hermanns Ecke nordöstlich von Ziegelrode fahren. Hier verläßt er den Wagen, geht zwischen den Bezirken Eichberg (No. 92 und 96) und Strafsenschlag (No. 93 und 97) auf der westwärts führenden Karlsstraße $\frac{1}{4}$ St. bis zu dem von Lodersleben kommenden Mühlwege, überschreitet denselben, und verfolgt zwischen den Bezirken Hohe Stamm (No. 104) und Raufenschlag (No. 105) die Karlsstraße noch etwa 5—10 Minuten weiter bis zu einer Stelle, wo rechts vom Wege die jungen Eichen aufhören und in nordwestlicher Richtung ein schmales Waldthal sich hinabsenkt. Wenn man dieses namenlose Thal hinabgeht, so erreicht man nach einer viertel Stunde die Stelle, wo dasselbe mit dem Thal der Querne zusammenstößt, welches hier „das lange Thal“ heißt. Auf der Nordspitze des zwischen beiden Thälern befindlichen Bergrückens stand die schon im 11. Jahrhundert urkundlich bezeugte Lutisburg oder Ludolfsburg, deren Höhe man am bequemsten in 5—10 Minuten auf einem an der Westseite des Berges hinaufführenden, erst nach Süden streichenden, dann nordwärts umbiegenden schmalen Fahrwege erreicht. (Wer von Querfurt

aus über Lodersleben die Burgstätte besuchen will, folgt einfach dem anmutigen, je weiter nach Süden, um so dichter mit Hochwald bestandenen Thale der Querne, an dem von Osten her einfließenden, stahlhaltigen, im Jahre 1567 gefaßten Roten Borne vorbei, bis zu der Gabelung des langen Thals mit dem erwähnten namenlosen Thale.)

Die Lutisburg war in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts der Sitz eines dem Geschlechte der Edlen von Querfurt angehörigen, reich begüterten und prunkliebenden Edlen oder „Grafen“ Wilhelm von Lutisburg, der von seinen Zeitgenossen, vermutlich weil er auch in dem nahegelegenen Lodersleben einen Edelsitz hatte, der König von Lodersleben (rex de Lutisleve) genannt wurde. Aus dem Vorhandensein der Lutisburg im 11. Jahrhundert ergibt sich schon, wie un begründet die landläufige, auch von Leopold von Ranke gehegte Annahme ist, Lodersleben und die Lutisburg verdankten dem Kaiser Lothar dem Sachsen ihre Gründung, da beide Orte schon lange vor demselben in Urkunden vorkommen und, wie die alten Namensformen (Lutolfesleiba und Ludesleba) beweisen, nicht einem Lothar, sondern einem Ludolf ihre Entstehung verdanken, welcher vermutlich ein Urahn des Geschlechtes der Edelherren von Querfurt war. Erst im Laufe der Zeit wurden die Namen Lutisburg und Ludesleben in Ludersburg und Lodersleben verderbt, und so konnte die irrige Annahme entstehen, daß diesen Ortsnamen der Name Lothar zu Grunde liege.

Der eigentliche Burghof, jetzt als „die untere Lautersburg“ in den Forstkarten bezeichnet (Bezirk No. 110 und 111), an welchen sich weiter südlich „die obere Lautersburg“ (Bezirk No. 113 und 114) anschließt, ist nach der Südseite durch einen tiefen Wallgraben gesichert, während die übrigen 3 Seiten durch steile Böschung geschützt sind. Die Längenausdehnung von S. nach N. beträgt etwa 160 Schritt, die von W. nach O. gegen 60 Schritt. Zahlreiche Steintrümmer, zum Teil gut behauene Werkstücke, Mörtelteile, Dachziegel von uralter Form, Reste von Säulentrommeln, welche im Gestrüpp noch umherliegen, zeigen, daß früher bedeutende Gebäude hier gestanden haben müssen. Ja, auch die Spuren von Umfassungsmauern sind hier und da noch zu erkennen; doch das aufgehende Mauerwerk ist schon längst abgebrochen und in unserm Jahrhundert sind auch die Fundamente noch ausgehoben worden, um zur Wegebesserung verwandt zu werden. Die vorhandenen Baureste dürften wohl zumeist von der der h. Jungfrau Maria und dem Märtyrer Bruno (von Querfurt) gewidmeten Benediktiner-Abtei herrühren, in welche die Burg um das Jahr 1120 von den Erben des mehrerwähnten Wilhelm von Lutisburg, einem gewissen Dietrich und einer edlen Frau

Mechtild von Lutisburg, verwandelt worden war. Weil aber die Klostergebäude 20 Jahre später noch nicht fertig waren und die Umgegend überdies von Räubern häufig heimgesucht wurde, überließen die Besitzer der Burg die neugegründete Abtei samt dem Schirmvogteirechte über dieselbe ihrem Verwandten, dem Burggrafen Burchard von Querfurt, der sie schon 1146 nach dem den Mönchen angenehmeren und bequemer gelegenen Dorfe Eilwardesdorf zwischen Querfurt und Lodersleben verlegte, unter Beilegung des Namens Marienzelle (cella Mariae). Bald darnach muß Burg und Kloster Lutisburg verlassen worden und in Verfall geraten sein. Schon 1157 berichtet Bischof Ulrich von Halberstadt: „ecclesia in Ludesburg . . . propter frequentiam latronum desolari coeperat.“ Den frühen Verfall der Burg beweisen auch die gewaltigen Wurzelstöcke uralter Eichen, die auf dem wüst gewordenen Burghofe emporgewachsen sind und über dem Boden einen Stammdurchmesser von 2 Meter und mehr haben. Überhaupt enthalten die Forsten nördlich und südlich von der Lutisburg noch wahre Prachteichen. Einige, welche ich dort, wie ich sie zufällig traf, gemessen habe, hatten einen Fuß über dem Boden einen Stammumfang von 4,22 und 4,73 Meter, dürften aber noch keineswegs die stärksten Bäume des Forstes gewesen sein.

Schon vor fast 1 $\frac{1}{2}$ hundert Jahren (1754) berichtet Dietmann in seiner Chursächsischen Priesterschaft (III, S. 780) von der Burgstätte Folgendes: „Man siehet nichts mehr davon als etliche ziemlich verfallene Gräben, in und um welche herum die größten und dichtesten Eichbäume stehen. Die Aussicht ist furtrefflich. Gleich dabei ist der Saugarten, wo der Hochselige Herzog Johann Adolf zu Weisensfels sich mit der wilden Schweinjagd zu erlustigen gepflegt.“

Die Versorgung der Burg mit Wasser wird teils durch die am Fuße des Burgbergs vorüberfließende Querne, teils durch den nördlich von der Burg auf der linken Seite der Querne wenige Schritt von ihrem Bette hervorbrechenden „Sandborn“ bewirkt worden sein. Wer ihn besuchen will, geht bei dem Steine, der die Nummern 103, 111 und 125 trägt, über den Bach und findet ihn 5 Minuten abwärts dicht am Wege zur rechten Seite desselben. Er zeigt sich dem Auge als ein kleiner beraster Hügel, der aber, wenn man näher zusieht, sich als eine gewölbte, mit Rasen überdeckte Grotte ausweist, in welcher, wie ein Holzarbeiter mir berichtete, „die wilden Männer gesessen haben zu der Zeit, in welcher es solche in hiesiger Gegend noch gegeben hat.“

Auch auf der „oberen Lautersburg“ (südlich vom Burghofe) hat man früher Grundmauern von Gebäuden in beträchtlicher Zahl aufge-

deckt, aber gleich denen der Burg ausgehoben. Vermutlich lag hier das Dörfchen Lutisburg, welches nach Verlegung der Abtei auf Befehl des Bischofs Ulrich von Halberstadt dort angelegt worden war, um die Abteikirche gegen die umherstreifenden Räuber zu schützen.

c) Das Thal zu beiden Seiten der Steinklöbe.

Wangen, die Steinklöbe und der Ronneberg.

Nachdem man die 4 Kilometer betragende Strecke von Memleben bis Grofswangen zurückgelegt hat, wird man gut thun, sich in diesem Dorfe, welches einen einfachen, aber guten Gasthof hat, etwas für die weitere Wanderung zu stärken. Von Grofswangen gelangt man auf einem kürzeren, aber schattenlosen Wege (3 km) nach Nebra, wenn man auf der rechten Seite des Flusses verbleibt, wo die grofsartigen Brüche des Nebraer Sandsteins den Blick auf sich ziehen. Weiter, aber auch lohnender, sowohl in landschaftlicher wie in geschichtlicher Hinsicht, ist die Wanderung auf der linken Seite des Flusses über Klein-Wangen und Zingst nach Vitzenburg (5 km).

Nachdem man sich über die Unstrut hat setzen lassen, befindet man sich in dem Grofs-Wangen unmittelbar gegenüber gelegenen Dorfe Klein-Wangen, dem äußersten östlichen Dorfe des ehemaligen Gaues Friesenfeld und des Archidiakonatbezirkes Kaldenborn, dessen Kirche, vielleicht unter Anspielung auf das benachbarte Waldgebirge der Wüste, dem h. Johannes in deserto geweiht ist. Nordwestlich von diesem Dorfe streckt sich aus dem Rücken des Ziegehröder Forstes, der im Mittelalter vermutlich die Wüste hiefs, in ost-südöstlicher Richtung zwischen dem Thale der Unstrut und dem Klein-Wangener Grunde eine Bergzunge am Beginn der Steinklöbe¹ hervor, der von der Sage verherrlichten Durchbruchsstelle der Unstrut. Vor mehr als 1000 Jahren füllte nämlich, wie die Sage berichtet, das Thal der Unstrut bis unterhalb Memleben ein grofser, tiefer See. Einem Mönche, der das Leben verwirkt hatte, soll es, freilich nur mit Hilfe des Teufels, gelungen sein, dem See dadurch einen Abfluß zu verschaffen, daß er in der Gegend der Steinklöbe den Felsen durchbohrte, bis das Wasser

¹ So ist mit höchster Wahrscheinlichkeit dieser Name zu schreiben, da das Wort Klöbe, Klebe vermutlich nicht mundartlich im Sinne von Klippe, sondern vielmehr im Sinne von Spalte, Ritze, Durchbruch zu fassen ist, eine nhd. Umlautung des ahd. clobo, chlobo, mhd. klobe, nld. kloof, dän. klove = Kluft, Spaltung (von ahd. clioban, chlioban, chliopan, mhd. klieben = spalten, auseinandersprenge). Die Beziehung des Namens auf den hier von der Unstrut durch das Sandsteingebirge bewirkten Durchbruch drängt sich von selbst auf.

den vorgezeichneten Pfad einschlug und sich donnernd selbst den weiteren Weg durch die Felsmassen bahnte. Der Mönch wurde dem Teufel zur Beute, dem Thüringer Volke aber wurde durch ihn ein weites fruchtbares Thal eröffnet.

Doch auch geschichtlich merkwürdig ist die Steinklöbe. Auf der erwähnten Bergzunge befinden sich nämlich ausgedehnte, höchst merkwürdige Verschanzungen, welche ein etwa 200 Schritt langes, 50 bis 60 Schritt breites, von Westen nach Osten sich erstreckendes Rechteck bilden, welches nördlich durch steilen Absturz, am südlichen Abhänge durch eine Steinmauer und ebenfalls steile Böschung, östlich und westlich durch Graben und Wall geschützt ist und durch zwei von Norden nach Süden laufende Wälle mit Aufsengräben in drei ungleiche Teile zerlegt wird, deren mittlerer fast ebenso groß ist, als die Ost- und Westschanze zusammen. Auf der Grenze der West- und Mittelschanze aber, dicht an der nördlichen Langseite, liegt innerhalb des Rechtecks eine Art Kernwerk von eiförmiger Gestalt, welches das Volk den Haushügel nennt. Dasselbe schiebt sich halb in die West- und halb in die Mittelschanze hinein und ist von beiden durch Wall und Graben abgesondert. Seine Länge beträgt 30—38 Schritt, seine Breite 10—16 Schritt. Diesen Hügel umgibt ein 10—15 Schritt breiter Graben, der von einem gegen 30 Schritt breiten Walle umschlossen wird, welchem wieder ein 15 Schritt breiter Graben folgt. Dieser Haushügel ist demnach eine ganz ähnliche, nur kleinere Anlage, wie der Burghügel zu Allerstedt, und macht ganz den Eindruck, als ob auf ihm der Stand oder das Zelt des Befehlshabers der Krieger sich befunden haben müsse, von denen die Schanzen besetzt waren. Südlich von dem Haushügel und zwar parallel der südlichen Langseite des Schanzwerks, in nächster Nähe derselben, führt durch die ganze Länge der Schanze ein von Wendelstein nach Klein-Wangen führender Fahrweg, der sogenannte Kohlenweg, von dem es fraglich ist, ob er ursprünglich zu der Anlage gehört hat.

Nun gab es aber, abgesehen von der westlich von Groß-Wangen auf der rechten Seite der Unstrut auf dem bewaldeten Nordabhänge des Orlas gelegenen Altenburg, welche im Mittelalter der Sitz eines adligen Geschlechtes von Wangen war, noch großartigere, ausgedehntere Verschanzungen auf dem Ronneberge zwischen Klein-Wangen und Zingst. Der Ronneberg fällt nach Süden und Osten steil zum Unstruthale ab, so steil, daß er von diesen Seiten geradezu unangreifbar ist. Die Nord- und Westseite desselben waren dagegen nach einem Berichte des vormaligen Besitzers von Zingst, des Freiherrn Adolf von

Seckendorf,¹ durch eine kreisbogenförmige Verschanzung gedeckt, die im Jahre 1822 noch vorhanden war, heutzutage aber verschwunden zu sein scheint, wenigstens konnte niemand sie nachweisen. Die von dem Berichterstatter entworfene Kartenskizze (vgl. Fig. 4) zeigt auch zahlreiche Totenhügel, die er innerhalb und außerhalb des Walles aufgefunden hatte. Übrigens scheint der Name des Berges selbst darauf hinzudeuten, daß eingegrabene oder umgestürzte Baumstämme einen wesentlichen Bestandteil der Befestigung ausmachten, denn ahd. rono bedeutet einen Klotz oder umgestürzten Baumstamm.

Verleitet durch den Namen Ronneberg, haben viele angenommen, hier sei die Schlacht bei Runiberg zwischen Franken und Thüringern geschlagen worden, welche dem Sturze des thüringischen Königreichs voranging. Aber diese Annahme ist durchaus irrig, da jenes Runiberg laut ausdrücklicher Angabe im Gaue Marstem (südlich von Hannover) lag. Überdies ergibt sich auch aus der Beschaffenheit des Ronnebergs, daß dieser unmöglich der Ort einer Feldschlacht, sondern nur der einer Belagerung hat sein können. Man ist berechtigt ein ganz bestimmtes Ereignis zu den Schanzen auf und unweit der Steinklöbe in Beziehung zu setzen. Das ist der Aufstand des Thüringerherzogs Radulf im Jahre 641 gegen den noch im Knabenalter stehenden fränkischen König Siegbert III. und dessen Hausmeier Grimoald. Da Radulf es nicht wagte, einer Schlacht im offenen Felde die Entscheidung zu überlassen, so verschanzte er sich, wie der Chronist Fredegar berichtet, in einer stark befestigten und hoch gelegenen hölzernen Burg an der Unstrut und erwartete, mit den nötigen Lebensmitteln versehen, den Angriff des Feindes, den er durch kühne Ausfälle zurückzutreiben hoffte. Die Franken dagegen hatten sich um den Berg gelagert und stritten sich darüber, ob die Burg sogleich erstürmt oder den erschöpften Kriegern zuvor Ruhe gegönnt werden sollte, neue Kräfte zu sammeln. Der Hausmeier Grimoald und Adalgisel blieben mit denen, die ihre Meinung teilten, zum Schutze des jungen Königs zurück, während ein anderer Teil, nach Beute lüstern, aufbrach und sich zum Sturme auf die Burg Radulfs anschickte. Den Angreifern stürzte Radulf an der Spitze seiner Thüringer entgegen; die den Berg emporklimmenden Franken mußten der Übermacht weichen; unzählige Tote bedeckten das Schlachtfeld und selbst mehrere Führer, so der kühne Herzog Bobo,

¹ Nachricht von einigen auf einer ausgerodeten Waldfläche aufgefundenen Altertümern als Beweis einer daselbst vorgefundenen Schlacht. Leipzig 1822. (Mit einer Kartenskizze.)

der edle Graf Aenowal, wurden getötet. Der junge König Siegbert, zu schwach, um seinen Mut im Kampfe zu erproben und den Tod seiner Freunde zu rächen, vergoß beim Anblick der Niederlage bittere Thränen und liefs es gern geschehen, daß Grimoald mit dem siegreichen Herzog Radulf, der sich wieder in seine Feste zurückgezogen hatte, Unterhandlungen anknüpfte. Er erlangte mit seinen Franken freien Abzug, Radulf aber erkannte seitdem nur dem Namen nach die fränkische Oberherrschaft an.

Bei der Wichtigkeit des Wortlautes für die Beurteilung der örtlichen Verhältnisse gebe ich denselben, soweit er auf die geschilderten Begebenheiten und deren Schauplatz Bezug hat, in dem allerdings fürchterlichen Latein des Urtextes.

Die Chronik des Scholastikus Fredegarius (Mon. Germ. Hist. SS. rerum Merovingicarum Tom. II, Hannoverae 1889, Hahn, 4^o ed. Bruno Krusch) berichtet in Lib. IV, cap. 77 (p. 159) zum Jahre 634—635 Folgendes:

Radulfus dux, filius Chamaro, quem Dagobertus Toringia docem instetuit, pluribus vecibus cum exercito Winedorum dimecans, eosque victos vertit in fogam. Uius superbiae aelatus et contra Adalgyselum ducem diversis occansionebus inimicicias tendens, paulatem contra Sigybertum iam tunc ciperat revellare.

Und weiter in Lib. IV, cap. 87 (p. 164 und 165) zum Jahre 641:

„Cumque anno octavo Sigybertus regnarit, Radulfus dux Toringiae vehementer contra Sigybertum revellandum disposuissit, iusso Sigyberti omnes leudis Austrasiorum in exercitum gradiendum banniti sunt. Sigybertus Renum cum exercito transiens, gentes undique de universis regni sui pagus ultra Renum cum ipsum adunati sunt. Primo in loco Faram, filio Chrodoaldo, nomini, qui cum Radulfo unitum habebat consilium, exercitus Sigyberti trucedans rupit ipsoque interfecit. Omnem populum uius Fare, qui gladium aevasis, captivitate depotant. Omnes primati et exercitus dextras invicem dantes, ut nullus Radulfo vitam concederet; sed haec promissio non sortitur effectum. Sigybertus deinde Buchoniam cum exercito transiens, Toringiam properans: Radulfus haec cernens, castrum lignis monitum in quodam montem super Unestrude fluvio in Toringia construens, exercitum undique, quantum plus potuit, collegens, cum uxorem et liberis in hunc castrum ad se definsandum stabilibit. Ibi Sigybertus cum exercitum regni sui veniens, castrum undique circumdat exercitus; [p. 165] Radulfus vero intrinsecus ad prilio forteter

praeparatus sedebat. Sed hoc prilio sine consilio initum est. Haec adolescencia Sigyberti regis patravit, cum aliae eodem diae vellint procedere ad bellum et aliae in crasteno, nec unitum habentes consilio. Grimoaldus et Adalgyselus ducis haec cernentes, Sigyberti periculum zelantes, eum undique sine intermissione custodiunt. Bobo dux Arvernus cum parte exercitus Adalgyseli et Aenovalus comex Sogiontinsis cum paginsebus suis et ceteri exercitus manus plura contra Radulfum ad portam castrum protenus pugnandum perrexerunt. Radulfus cum aliquibus ducebus exercitus Sigyberti fiduciam haberit, quod super ipsum nun voluissent viribus inruere, de castrum per porta prorumpens, super exercitum Sigyberti cum suis inruens, tanta stragis a Radulfo cum suis de exercito Sigyberti fiaetur, ut mirum fuissit. Macanoinsis hoc prilio non fuerunt fedelis. Fertur ibique plurima milia hominum fuisse gladio trucidati. Radulfus, patrata victuria, in castrum ingreditur. Sigybertus cum suis fedelebus grave amaretudines merorem adreptus, super aequum sedens, lacremas oculis prorumpens, plangebatur quos perdederat. Nam et Bobo dux et Innovalis comex, citri novilium fortissime pugnatoris seo et plura manus exercitus Sigyberti regis, qui cum ipsus in congressione certamenes sunt adgressi, conspiciente Sigyberto, hoc prilio fuerunt trucidati. Nam et Fredulfus domesticus, qui amicus Radulfo fuisse dicebatur, hoc prilio occupuit. Sigybertus eadem nocte nec procul ab ipso castro in tenturibus cum suos mansit exercito. In crasteno vedentes, quod Radulfo nihil prevaluissint, missus discurrentibus, ut paceveci Renum aeterum transmarint, cum Radulfo convenenciam Sigybertus et eiusdem exercitus ad proprias sedibus remeantur. Radulfus superbia aelatus admodum, regem se in Toringia esse cinsebat, amicicias cum Winidis firmans ceterasque gentes, quas vicinas habebat, cultum amiciciae oblegabat. In verbis tamen Sigyberto regimini non denegans; nam in factis forteter eiusdem resistebat dominationem.

Meist hat man bisher angenommen, die Schanzwerke auf der Bergzunge an der Steinklöbe seien die Burg Radulfs gewesen. Da aber der Bericht von dem Kampfe ausdrücklich bemerkt, dieselbe habe eine hohe und steile Lage an der Unstrut gehabt, so daß die Angreifer den Berg hinanklimmen mußten, so halte ich den viel steileren und höheren Ronneberg für die Burg Radulfs, um so mehr, als der Name desselben geradezu eine hölzerne, d. h. durch Baumstämme befestigte Burg bedeutet, während die Schanzen auf der Steinklöbe das befestigte

Lager des Königs Siegbert gewesen sein müssen, dessen Zelt dann auf dem so merkwürdig in das Schanzsystem eingebauten Haushügel gestanden haben wird. Die Schanze an der Steinklöbe ist überdies die einzige Örtlichkeit, welche auf dem linken Ufer der Unstrut einen feindlichen Angriff auf den Ronneberg zu stützen und dabei die Zufuhr auf dem Flusse zu sichern geeignet war.

Um auf den fast durchweg bewaldeten Ronneberg zu gelangen, steigt man von Klein-Wangen aus den gleich hinter dem Dorfe nach Norden zu sich erhebenden Bock hinauf, läßt die Schatzgrube, wo nach Aussage des in Klein-Wangen genommenen Führers „die alten Ritter sich versammelt haben“, zur Linken und erreicht die Höhe, welche den Namen der Ebicht führt. Der sich gabelnde Fahrweg führt links nach Ziegelrode und Weifsenschirmbach, rechts nach Nebra und Zingst. Von dieser Stelle an heißen die Höhen merkwürdigerweise die Herrscherberge. Durch den Wald hindurch hat man bald darauf einen schönen Blick auf Nebra, Vitzenburg und Steigra. Eine größere Baumgruppe an dem Steilrande der Hochfläche, Nebra gerade gegenüber, heißt der Vogelherd. In der Umgegend behauptet man, natürlich ohne genügenden Grund, hier habe König Heinrich I. dem Vogelfange obgelegen.

Rechts von dem am Steilrande der Hochfläche nach Zingst hinabführenden Wege ragt aus dem Waldboden ein langer, schmaler, plattenartig geformter Felsblock hervor, dessen Nordseite einen hufförmigen Eindruck zeigt. Der Stein ist über dem Boden 3,70 Meter hoch, etwa 7,60 Meter lang und oben 0,25 Meter, unten bis zu 1 Meter dick. Er heißt das heilige Grab, weil, wie man in Nebra behauptete, unter ihm einige Hauptleute des thüringischen Königs begraben liegen. Auf der südlichen Wange dieses Blockes ist außer der schon ziemlich verwitterten Inschrift:

Maechtige Zeit, du stürzest in ewigem Wirken Felsen und Wälder
und selbst das Edelste der Erde, den Menschen, zum Staube dahin,
auch Goethes Sinngedicht an die Einsamkeit zu lesen; doch ist der Wortlaut an einer Stelle verändert und an mehreren Stellen, welche hier durch Klammern angedeutet sind, sind die Schriftzeichen erloschen. Das Gedicht lautet:

Die (ihr Felsen und Bäume) bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Hungrigen Brot,¹ dem Zweifelhaften Belehrung,

¹ Bei Goethe lautet die Stelle: „dem Traurigen Trost“.

Und dem Liebenden gönnt, dafs ihm begegne sein Glück.
(Denn euch gab)en die Götter, was sie den Menschen versagten,
(Jeglichem, der) euch (vertraut,) tröstlich und hülfreich zu sein.

Den Rand der Hochfläche entlang führt nun der schattige Weg durch den Wald weiter, schöne Durchblicke bald auf Nebra, bald auf Vitzenburg gewährend, über manche Schlucht zu einem am Fusse einer steil abfallenden Klippe stehenden Bretterhäuschen, vor welchem eine Ruhebank nebst Tisch zur Rast einladet. Man halte sich immer auf demjenigen Wege, der am weitesten über der Thalsohle bleibt, so stößt man auf die Thür in der Parkmauer des Rittergutes Zingst. An dieser Thür steige man längs der Mauer den westlich führenden Weg bis zur Fahrstrafse nach Vitzenburg empor und folge nun dieser, welche in 5—10 Minuten nach Vitzenburg führt. Dicht vor dem Schlofsthor bietet angenehmen Aufenthalt und gute Bewirtung C. Böttgers Gasthaus „Zum Schweizerhaus“.

Nebra.

Eine bequeme, breite, vor einigen Jahren neuerbaute Brücke über die Unstrut muß der vom linken Ufer kommende Wanderer überschreiten, um nach Nebra zu gelangen. Vor dem Eintritt in das Städtchen empfiehlt es sich, von dieser Brücke thalaufl- und abwärts eine Umschau zu halten. Von Norden her grüßt die hochgelegene Vitzenburg; ostwärts steigt Nebra unmittelbar vor dem Beschauer malerisch an der Thalwand empor, überragt von den Trümmern eines alten Schlosses und den stattlichen Gebäuden eines neuen; nach Westen zu erhebt sich der bewaldete, steil ins Unstrutthal abstürzende, geschichtlich merkwürdige Ronneberg; nach Südwesten zu (in der Richtung der Dörfer Groß- und Klein-Wangen) scheint sich das Thal, in dem sich die Unstrut dahin windet, ganz zu schliesen. Häufig erblickt man auf dieser Strecke des Flusses bewimpelte Frachtkähne, welche aus den von Nebra bis Groß-Wangen reichenden, schon stark geräumten, aber immer noch ergiebigen Steinbrüchen den weithin geschätzten Nebraer Sandstein die Unstrut, Saale und Elbe hinab bis nach Hamburg führen. (In neuerer Zeit hat man auch auf der linken Seite des Flusses bei Klein-Wangen ergiebige Brüche eröffnet.)

Nebra ist, gleich dem benachbarten Zingst, wie schon der auf ehemals slavischem Boden (so in Mecklenburg) öfter begegnende Name Neviri bekundet, ursprünglich eine slavische Ansiedelung und vermutlich spätestens im 8. Jahrhundert entstanden, der am weitesten nach

Westen zu vorgeschobene Posten des Slaventums im unteren Unstruthale. Das slavische Dörfchen Nebra lag aber ursprünglich sogar noch etwas unterhalb von Zingst, Vitzenburg schräg gegenüber in der Aue der Unstrut, wo die dicht an dem Flusse gelegenen Flurschläge „der alte Gottesacker, die alte Stadt“ und „auf dem alten Markte“ die ehemalige Lage bezeichnen. Wann und warum dieselbe verlassen und mit der jetzigen, weiter aufwärts in südwestlicher Richtung gelegenen vertauscht worden ist, ist nicht bekannt, doch soll später eine Vermutung darüber ausgesprochen werden. Auch die Burg Nebra muß früher an anderer Stelle gelegen haben, nämlich in der Nordwest-Ecke der Stadtflur, Vitzenburg gerade gegenüber, wo noch eine Stelle als die Altenburg bezeichnet wird.

Schon im Jahre 874 bestätigte König Ludwig der Deutsche dem Kloster Fulda in Hessen den Zehnten in Neviri. Die Burg zu Nebra aber (die eben erwähnte Altenburg) muß im 11. Jahrhundert bereits vorhanden gewesen sein, wenn die Sage Recht hat, welche erzählt, bei dem Grafen Macelin, der auf der Burg zu Nebra gewohnt habe, hätten sich im Jahre 1060(?) gelegentlich eines Gastmahls der Landgraf Ludwig der Springer und die Pfalzgräfin Adelheid (v. Putelendorf) kennen gelernt und den Entschluß gefaßt, den jungen Gemahl der Pfalzgräfin aus dem Wege zu schaffen, um sich ehelich mit einander verbinden zu können. (In der That wird ein Graf Madalgoho oder Macelin (letzterer Name ist Koseform des ersteren) in den Jahren 1032, 1053, 1066 als Gaugraf in Ostthüringen, im besonderen im Gaue Spilberg urkundlich erwähnt.) Hat diese Überlieferung Recht, so würde aus ihr folgen, daß Nebra eine zum Schutz des Landes erbaute, unter der Verwaltung des Gaugrafen stehende Reichsburg war.

Als frühest bezeugte Besitzer der Burg und Herrschaft Nebra werden Edle von der Lobedaburg (bei Jena) erwähnt, welche wohl einen Burggrafen und Burgmannen von niederem Adel auf dem Nebraer Schlosse sitzen hatten. Unter diesen, die trotz dem wiederholten Wechsel der Herrschaft im Besitze ihrer Burglehen verblieben, tritt besonders ein Zweig des Geschlechts der edlen Schenken von Vargula hervor, die sich Schenken von Nebra nannten, so z. B. 1304 und 1305 Konrad, Schenk von Nebra (de Nebere pincerna) und Rudolf, Schenk von Nebra, der im 14. Jahrhundert sogar die Würde eines Bischofs von Naumburg erlangte. Aufser den Schenken von Nebra gab es aber auf der Burg noch ein Burgmannengeschlecht, das sich gleichfalls nach der Burg Herren von Nebra nannte, so der im Jahre 1205 als Zeuge des Landgrafen Hermann von Thüringen auf dem Landdinge zu Obhausen

erscheinende Eberhart von Nebere, ferner 1250 Ritter Karl von Nebere, 1313 Heidenreich von Nebere.

Im Jahre 1259 verkauften die Brüder Hartmann und Hermann von der Lobedaburg Nebra an die Gebrüder Gebhart VI. und Gerhart II., edle Herren von Querfurt, aus deren Besitz aber die Herrschaft sehr bald an ihren Vetter, den Grafen Burchard V. von Mansfeld aus Querfurter Stamm, übergegangen sein muß, da derselbe im Jahre 1267 aufser andern Schlössern auch Stadt und Schloß Nebra, um sich den freien Besitz des Schlosses Mansfeld zu verschaffen, an das Hochstift Halberstadt abtrat, von welchem im Jahre 1316 die Lehnsherrschaft über Nebra an das Erzstift Magdeburg überging. Gleichwohl finden wir in der Folgezeit die Edlen von Querfurt als magdeburgische Lehnsträger im Besitze von Nebra. 1330 wird der Edle Burchard (Busso) von Querfurt urkundlich als Herr zu Nebra und Bewohner des dortigen Schlosses (morans in Nevere) bezeichnet. 1341 belagerte Markgraf Friedrich von Meissen Stadt und Burg Nebra, weil die damaligen Besitzer, namens Kunemund, von dem Schlosse aus Wegelagerer trieben und des Landfriedens nicht achteten. Die durch Feuergeschosse angezündete Stadt, in welcher 1323 2 Priester und 2 Kapläne angestellt waren und auch eine Münzstätte sich befand, brannte völlig ab, die Besatzung der Burg aber ergab sich gegen freien Abzug. Als 1355 zwischen den Gegnern Friede geschlossen wurde, mußte der Erzbischof von Magdeburg dem Markgrafen und dessen Brüdern Haus und Stadt Nebra mit Zubehör abtreten. Seit 1355 waren also die Markgrafen von Meissen die Oberlehnsherren. Vermutlich ist nach dem erwähnten Brande die völlig in Asche gelegte „alte“ Stadt verlassen und an der jetzigen Stelle eine neue erbaut und desgleichen, um die neue Stadt besser schützen zu können, auch das Schloß verlegt worden; wenigstens dürfte nicht leicht eine passendere Veranlassung zu diesem Wechsel ausfindig zu machen sein. Doch kommt auch in Betracht, daß die Stelle der „alten Stadt“ den Überschwemmungen der Unstrut häufig ausgesetzt ist, und daß auch dieser Umstand die Bewohner bewogen haben kann, sich auf einer Höhe eine sicherere Wohnstätte zu suchen. 1423 belehnte der Kurfürst Friedrich von Sachsen Apel von Vitztum mit Schloß und Stadt Nebra, dem es aber während des thüringischen Bruderkrieges (1446) von dem Erzbischof Friedrich von Magdeburg, dem Grafen Günther von Mansfeld und dem Edlen Bruno von Querfurt wieder entrissen wurde. Doch schon 3 Jahre danach (1449) eroberte Herzog Wilhelm von Sachsen Nebra zurück und versetzte es an den Grafen Heinrich von Schwarzburg. 1461 erhielt der Edle Bruno von

Querfurt Schloß und Stadt Nebra von dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen zu rechtem Oberlehn, nachdem er diesem das Schloß Rofsla abgetreten hatte. Die Nutznießung der Herrschaft freilich hatten schon 1485 gegen Abtretung der ihnen gehörigen Hälfte von Freiburg die Herren Berthold und Friedrich von Nifsmitz von dem Herzog Wilhelm erhalten und ihre Nachkommen verblieben im Besitze bis zum Jahre 1712. Sie bewohnten auch die Burg bis zum Jahre 1644, in welchem die Schweden dieselbe zerstörten. Stattliche Überbleibsel der alten Burg, ein redendes Denkmal der Schrecken des dreißigjährigen Krieges, sind im jetzigen Schloßgarten noch zu sehen. Aus der Familie derer von Nifsmitz haben sich besonders Christoph von Nifsmitz und seine Gemahlin Ursula, geb. von Brandt, um Nebra große Verdienste erworben, deren alljährlich in einer Gedächtnispredigt am Sonntage nach dem Todestage Christophs († 9. Aug. 1681) gedacht wird.

Die späteren Besitzer von Nebra waren, da der Erbe der ausgestorbenen Nebraer Linie, Wolf Heinrich von Nifsmitz, Nebra mit Zubehör (Rittergut Birkicht) verkaufte, seit 1712 der königl. polnische und chursächsische Feldmarschall Graf von Flemming, seit 1724 der Graf Ludwig Gebhard von Hoym auf Droysig und dessen Enkelin, die Fürstin Louise Henriette von Reufs zu Ebersdorf, seit 1830 der Herr von Helldorf auf Gleina. Gegenwärtig gehört das Schloß, von dessen Parke — wie auch von den Burgruinen aus — man eine prächtige Aussicht auf das Unstrutthal hat, welche die von der Unstrutbrücke ohne Zweifel noch übertrifft und zu den schönsten im Unstrutthale gehört, dem Kammerherrn von Helldorf auf Drackendorf bei Jena. Eine andere vielgerühmte Aussicht ist die von dem Rande der Thalwand südlich von Nebra, etwa $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, oberhalb der Stelle, wo die Steinbrüche aufhören und das junge Nadelholz beginnt.

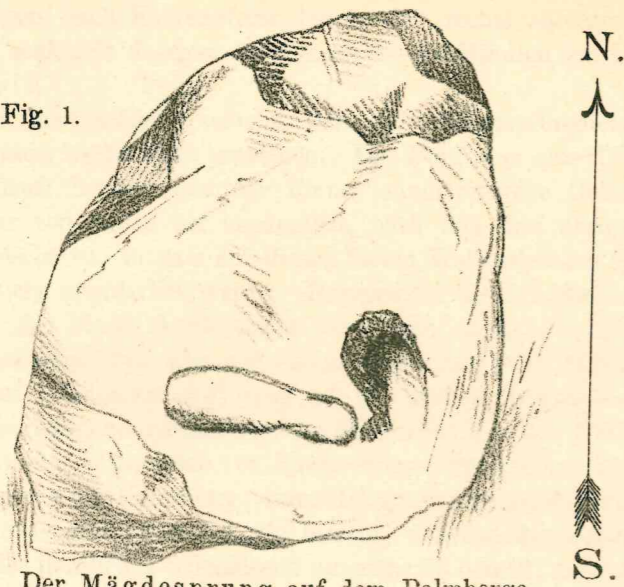
Was nun die Stadt selbst betrifft, so ist schon bemerkt, daß die alte Stadt wahrscheinlich nach dem Brande des Jahres 1341 verlassen und an der jetzigen Stelle neu erbaut worden ist. Doch auch an seinem neuen Standorte wurde das Städtchen wiederholt von vernichtenden Bränden heimgesucht. Am 31. Juli 1472 brannte Nebra beinahe ganz aus; auch bei der Zerstörung der Burg durch die Schweden im Jahre 1644 erlitt die Stadt großen Brandschaden. Am 26. April 1655 aber entstand in Nebra eine Feuersbrunst, durch welche das Städtlein in einigen Stunden bis auf wenige Häuser eingeäschert wurde und auch die Kirche, die Pfarre und die Schule mit verzehrt wurden. Da nun auch später das Städtchen noch öfter von Bränden heimgesucht worden ist und eine meist arme, zum großen Teil aus Steinbrechern und Flufs-

schiffen bestehende Bevölkerung hat (1880: 2710, 1885: 2667, 1890: 2769 Einwohner), so kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Fremde, der sich bei dem malerischen Anblick des Städtchens von der Brücke aus mehr von dem Innern versprach, durch die Dürftigkeit desselben einigermaßen enttäuscht wird und nur wenig Altertümliches zu betrachten findet.

Beachtung verdient nur die dem h. Georg geweihte Stadtkirche, dessen Bild auch die Stadt in ihrem Siegel führt. Den Anlaß zur Verehrung dieses Heiligen soll folgende Begebenheit gegeben haben. Bei einer Belagerung der Burg zu Nebra geriet die Besatzung in große Not, weil es den Feinden gelungen war, sich des dicht an der Burg gelegenen Brunnens zu bemächtigen. Als infolge davon der Durst aufs höchste gestiegen war, schlich sich das Burgfräulein hinab zu der Quelle, die am Fusse des Burgberges hervorsprudelt, da, wo jetzt der Unstrutbrücke gegenüber das Gasthaus zur Sorge steht. Wie sie sich aber anschickte zu schöpfen, kam aus einer nahe gelegenen Höhle ein Drache hervor, der die Jungfrau verschlingen wollte. Jedoch in demselben Augenblicke kam ihr der Ritter S. Georg vom Wendelstein her mit reisigem Gefolge zu Hilfe, erschlug den Drachen und befreite nicht nur die Jungfrau, sondern auch die Besatzung der Burg. Darum ist ihm die Kirche zu Nebra geweiht, über deren Thüre die Begebenheit in Stein eingehauen wurde, und darum verehrten ihn auch die Bürger der Stadt als ihren Schutzherrn.

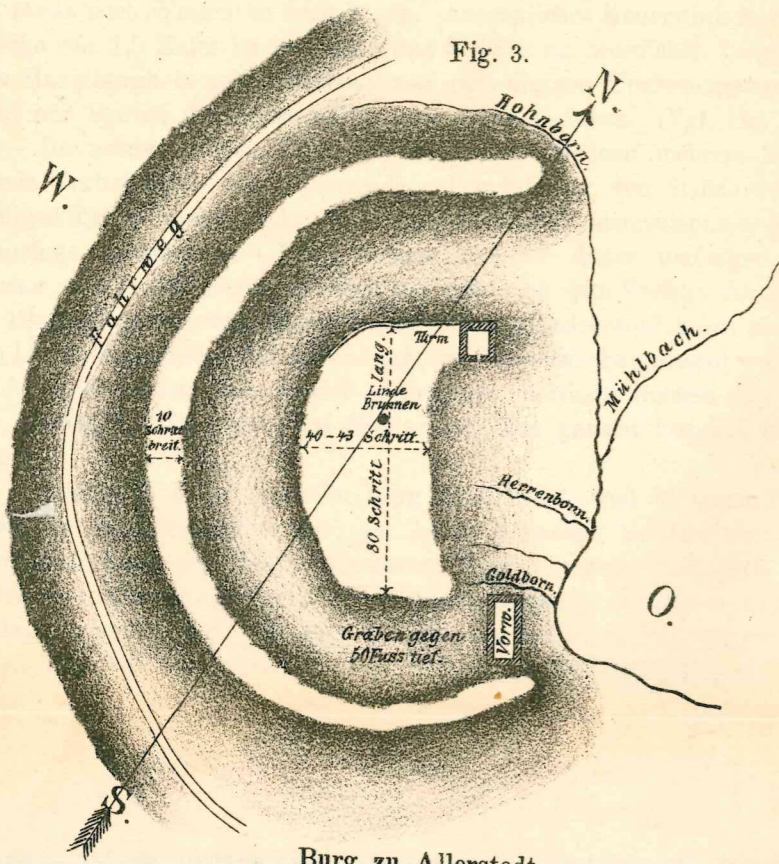
An einem Hause bei dem nach Nordosten zu gelegenen Reinsdorfer Thore erblickt man ein auch anderwärts, so z. B. am Rathause in Naumburg, wiederkehrendes Bildwerk: zwei Hunde, welche sich um einen Knochen zanken. Angeblich stellen dieselben die Burgherrschaft und die Stadtgemeinde dar, welche oft in heftigem Hader um Recht und Besitz sich gestritten haben sollen.

Fig. 1.



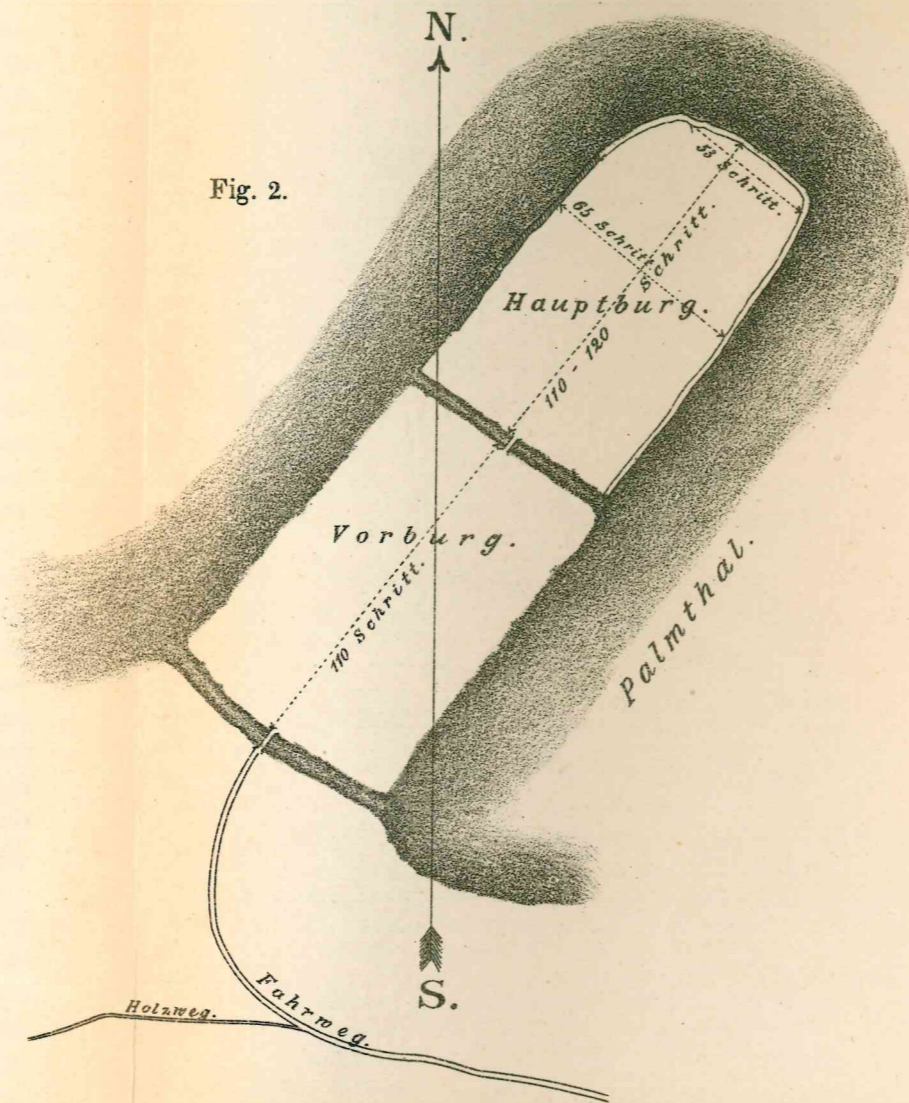
Der Mägdesprung auf dem Palmberge bei Garnbach unweit Wiehe.

Fig. 3.



Burg zu Allerstedt.

Fig. 2.



Ruine Rabenswald bei Wiehe.

Fig. 1—3 aufgenommen von Prof. Dr. H. Grössler in Eisleben.

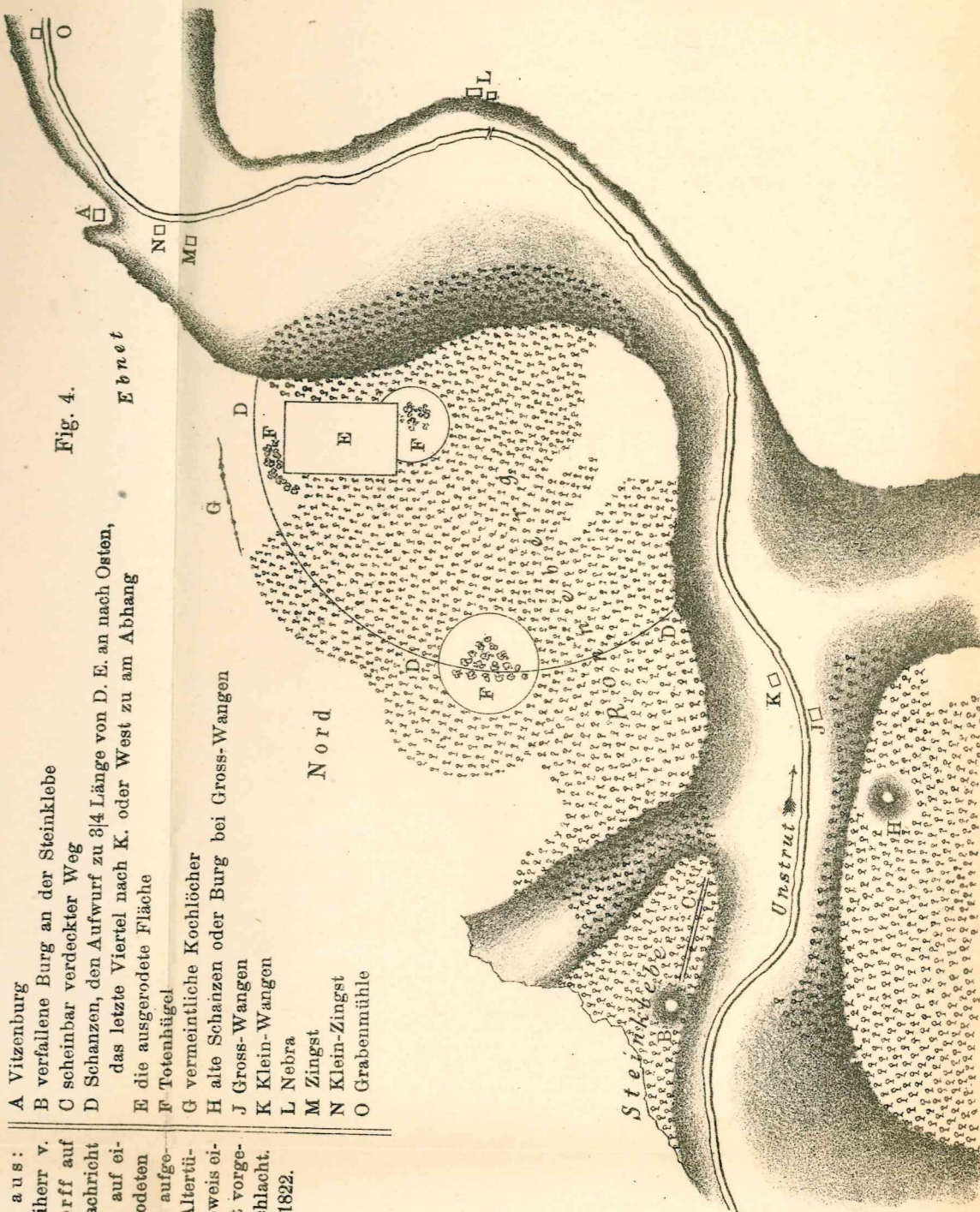


Fig. 4.

- A Vitzenburg
- B verfallene Burg an der Steinklebe
- C scheinbar verdeckter Weg
- D Schanzen, den Aufwurf zu $\frac{3}{4}$ Länge von D. E. an nach Osten, das letzte Viertel nach K. oder West zu am Abhang
- E die ausgerodete Fläche
- F Totenhügel
- G vermeintliche Kochlöcher
- H alte Schanzen oder Burg bei Gross-Wangen
- J Gross-Wangen
- K Klein-Wangen
- L Nebra
- M Zingst
- N Klein-Zingst
- O Grabenmühle

Skizze aus:
 Adolf, Freiherr v.
 Seckendorf auf
 Zingst: Nachricht
 von einigen auf ei-
 ner ausgerodeten
 Waldfläche aufge-
 fundenen Altertü-
 mern, als Beweis ei-
 ner daselbst vorge-
 fallenen Schlacht.
 Leipzig 1822.